

d'Lëtzeburger **Land**

ROL

Unabhängige Wochenzeitung für Politik,
Wirtschaft und Kultur

#04 65. Jahrgang 26. Januar 2018



5 453000 174663



4,00€

Hättest Du zugehört!

Ein neuer Leitfaden soll helfen, Kinder
vor Missbrauch besser zu schützen.
Nicht nur Erzieher sind gefragt

Supplément *Automobile*

Neuer Zulassungsrekord, hoher Leasing-
Anteil, immer mehr Gebrauchtwagen –
die Autobranche beschäftigen nicht nur
fahrerlose Elektroautos

Fayéyé

Fabrique de yaourt à
Bettembourg : tragédie grecque /
farce luxembourgeoise

Photo: Sven Becker

Hättest Du zugehört!

Ines Kurschat

„Das Wohl und der Schutz der Kinder“ müssten im Zentrum der Bemühungen stehen und „wir sollten alles tun, damit Misshandlung von Kindern gestoppt und sein Trauma so schnell wie möglich behandelt wird“. So sieht es gleich auf Seite eins der Broschüre *Maltraitance de mineur*, die Erziehungs-, Justiz- und Gesundheitsministerium vor einer Woche gemeinsam veröffentlicht haben.

„Wir wollen denen, die beruflich mit Kindern arbeiten, einen Leitfaden an die Hand geben, an dem sie sich orientieren können, wenn sie den begründeten Verdacht haben, dass ein Kind misshandelt oder missbraucht wird“, erklärt Claude Janizzi, Berater im Erziehungsministerium und als Verantwortlicher für Kinderrechtsfragen mit der Koordination des Leitfadens beauftragt.

Schwere Geburt

Eine einfache Geburt war der Leitfaden, der mit Vertretern der Justiz, dem Kinderrechtsbeauftragten, mit Kinderärzten, Schulmedizinerinnen und dem Jugenddienst erstellt wurde, wahrlich nicht: Drei Jahre dauerten die Beratungen, es wurde kontrovers diskutiert. Ein Vorläufer, der sich auf sexuellen Missbrauch beschränkte und schwere Vernachlässigung und Misshandlung nicht berücksichtigte, war noch unter der schwarz-roten

Vorgängerregierung erschienen. Bei Jugendrichtern und Staatsanwaltschaft stieß die Broschüre aber auf Kritik, weil sie in ihren Augen ihre Rolle nicht genügend würdigte. Laut Jugendschutzgesetz sind die Gerichte für den Schutz des Kindeswohls zuständig. Ein Anlauf der Justiz, unter der damaligen Generalstaatsanwältin Doris Woltz, konzentrierte sich auf juristische Fragen, verbunden mit der Warnung an Professionelle, die mit Kindern arbeiten, Verdachtsfälle zu melden. Unterlassene Hilfeleistung ist nämlich strafbar.

Der strenge Tonfall führte bei Erziehern und Lehrern zu Verunsicherung – und zu Überreaktionen. „Da wurde der geringste Verdacht gemeldet, das ist nicht sehr hilfreich“, erinnert sich Janizzi. Eine falsche Anschuldigung oder übertriebene Vorwürfe wiegen im Falle von Minderjährigen schwer, zudem erfordert nicht jeder Fall von Vernachlässigung ein Eingreifen von Polizei und Gerichten. Im Gegenteil: Das kann sich sogar als nachteilig für das Kindeswohl herausstellen, wenn beispielsweise Minderjährige in der Folge aus ihren Familien gerissen werden. Auf Seite 14 heißt es deshalb: Bei psychologischen Auffälligkeiten, „die nicht direkt die körperliche Integrität des Kindes bedrohen“, als Beispiele sind Konzentrationschwächen oder Lernschwierigkeiten in der Schule aufgeführt, sei „ein sofortiges Melden“ bei den gerichtlichen Instanzen nicht nötig. Dann ist es an den

Die Einigung hat deshalb so lange gedauert, weil sich Justiz, Ärzte und Sozialpädagogen nicht immer einig waren, wer, wann wie zuständig ist

Pädagogen und Psychologinnen des Office national de l'enfance (ONE), sich zu kümmern.

Kompetenzgerangel

Das ist ein kleiner Durchbruch. Denn Grund für die zähen Debatten in der interdisziplinären Arbeitsgruppe, die den Leitfaden erstellt hat, ist ein Machtkampf: Die Jugendrichter hatten darauf bestanden, bei jeglichem Verdacht auf Kindeswohlgefährdung direkt benachrichtigt zu werden. Lange waren sie die erste und einzige Anlaufstelle, und manch ein Richter tat sich schwer, einzusehen, dass der Justizapparat zuweilen zu Stigmatisierung und Retraumatisierung der Betroffenen und somit zur Verschlimmerung ihrer Lage beiträgt. Wer einmal in die Mühlen der Justiz gerät, kommt nicht so einfach wieder heraus. Kriminologen sprechen hier vom *Labeling*.

Wie sehr ein Vierteljahrhundert nach Einführung des Jugendschutzrechts, nach dem Aufbau der Jugendhilfe und trotz UN-Kinderrechtskonvention Aufklärung über Kindesmissbrauch und Misshandlung weiterhin Not tut, zeigt ein aktueller Skandal im Ausland: In den USA steht ein Arzt vor Gericht, weil er systematisch über Jahrzehnte Schutzbefohlene missbraucht haben soll. Der berühmte Sportmediziner soll seinen privilegierten Zugang zu meist

Ein neuer Leitfaden soll helfen, Kinder vor Missbrauch besser zu schützen. Nicht nur Erzieher sind gefragt



Eine Kinderzeichnung



Die meisten Übergriffe auf Kinder geschehen in der Familie. Oft sind Väter(figuren), Bruder oder Onkel die Haupttäter. Doch neben Müttern, die wissentlich wegschauen, gibt es auch immer wieder Fälle, wo sie aktiv mitmachen

minderjährigen Turnerinnen, viele davon zehn Jahre und jünger, ausgenutzt haben, um seine sexuellen Neigungen zu befriedigen. Obwohl einige Mädchen Eltern, Trainern und anderen Erwachsenen von unangenehmen „Untersuchungen“ im Genitalbereich berichtet hatten, wurden sie ignoriert und ihre Hilferufe überhört, der Täter konnte sich ungestört weiter vergreifen. „Hätte über die Jahre auch nur ein Erwachsener zugehört und den Mut und den Charakter gehabt zu handeln, wäre die Tragödie vermeidbar gewesen. Ich und viele

andere hätten Sie nie getroffen“, schleuderte eine von mehr als 160 betroffenen Frauen dem Täter vor Gericht entgegen. Die Leitung der Sportuniversität, an der die Mädchen trainierten, hatte zwar eine Untersuchung eingeleitet, war aber zum Ergebnis gekommen, es gebe nicht genügend Beweise. Dabei war eine der Merkwürdigkeiten, dass der Arzt seine Patientinnen oft alleine sah, statt sie, wie es eigentlich Praxis ist, im Vier-Augen-Prinzip in Gegenwart einer Kollegin oder Krankenschwester zu untersuchen. Entsprechend ha-

gelt es jetzt wütende Vorwürfe. Der Vorstand des US-Turnverbands ist bereits zurückgetreten, weitere Rücktritte dürften folgen.

Zuhören, ernstnehmen, handeln

„Ich habe meinen Mitarbeitern immer gesagt: Wenn ein Kind Dir etwas erzählt, das nach Kindeswohlgefährdung klingt, dann hör’ genau zu, frag’ nach“, betont Yolande Wagener, scheidende Leiterin des schulmedizinischen Dienstes im Gesundheitsministerium. Die Verbesserung der Früherkennung gefährdeter Kinder ist ihr ein besonderes Anliegen: Wagener war es, die die Wohlbefindlichkeitsstudie der Weltgesundheitsorganisation für Luxemburg koordinierte. Sie enthielt unter anderem anonymisierte Daten darüber, ob Kinder hierzulande Erfahrungen mit Missbrauch und Gewalt gemacht haben. Die dritte Veröffentlichung lässt auf sich warten, offenbar ist sie nicht unumstritten.

Die Schulmedizin steht an vorderster Front, wenn es darum geht, Misshandlungen aufzudecken. Mitarbeiterinnen bekommen immer wieder Fälle mit. Offensichtliche körperliche Verletzungen können Anzeichen von Misshandlungen sein, müssen es aber nicht. „Wenn ein Kind einmal blaue Flecken hat, dann muss das nicht per se bedenklich sein. Aber wenn es wiederholt verletzt ist, sollte man genau hinschauen“ mahnt Claude Janizzi.

Sexueller Missbrauch ist, entgegen weitläufiger Annahmen, selbst für geschulte Mediziner und Psychologen nicht immer leicht festzustellen: weil Täter Übergriffe tarnen und ihre Opfer massiv einschüchtern, aber auch weil nicht jeder Missbrauch sichtbare Wunden hinterlässt. „In etwa 15 Prozent der Fälle finden wir keine körperlichen Spuren“, berichtet Roland Seligmann. Ähnlich schwierig sei es, psychische oder emotionale Misshandlung zu entdecken. „Dabei kann sie ebenfalls gravierende Folgen für die kindliche Entwicklung haben“, betont der Kinderarzt. Seligmann ist Gründer von Alupse, eine Vereinigung von Pädiatern, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, traumatisierten Kindern zu helfen. Der Verein hat an einem Konzept für ein spezialisiertes Versorgungszentrum mitgeschrieben, das voraussichtlich noch dieses Jahr seine Türen öffnen und neben der medizinisch-psychologischen Erkennung von Gefährdungen des Kindeswohls therapeutische Soforthilfe für die Opfer anbieten soll.

Denn die unmittelbare Gefahr für Leib und Leben des Kindes ist das eine, das andere sind die schwerwiegenden psychischen und emotionalen Folgen, die Missbrauch und schwere Vernachlässigung auf ihr Leben haben können: Viele Kinder leiden unter

Täter erschleichen sich geschickt das Vertrauen ihres Opfers und schüchtern das Kind dann massiv ein, damit es bloß nicht über die Übergriffe redet

dem posttraumatischen Belastungssyndrom, sind ängstlich und misstrauisch, sie entwickeln Essstörungen oder selbstverletzendes Verhalten, sind suizidgefährdet. Eine andere Turnerin in den USA brachte es im Gerichtssaal vor wenigen Tagen auf den Punkt: „Sexueller Missbrauch ist so viel mehr als ein verstörender körperlicher Übergriff. Er verändert den Lebensweg des Opfers grundlegend und dies zu tun, das Recht hat niemand.“

Lebenslange Folgen

Damit Übergriffe rechtzeitig erkannt und gestoppt werden können, kommt es auf ein reibungsloses Zusammenspiel an: wachsame Angehörige, empathisches Lehr- und Kindergartenpersonal, das zuhört und, bei begründetem Verdacht, die Behörden einschaltet. Die dann hoffentlich auch angemessen reagieren. Meistens geschieht der Missbrauch in der Familie, durch Vater(figuren), Mutter oder andere Angehörige. Nur in etwa sechs Prozent der Fälle kennen sich Täter und Opfer nicht. Täter gehen oft strategisch vor und erschleichen sich das Vertrauen des Kindes durch emotionale Zuwendung. Widersetzt es sich, versuchen sie es durch „wunde Punkte“, wie Gewissenskonflikte oder Abhängigkeiten, zu erpressen.

„Es gibt Berufe, die bergen ein erhöhtes Risiko für Übergriffe“, gibt Roland Seligmann zu bedenken. Dies seien erzieherische Berufe, aber auch Ärzte, Priester, Personal in Schulen und in Vereinen. Als Konsequenz aus den Missbrauchsskandalen der katholischen Kirche arbeitet das Erzbistum mit dem Erzbistum Trier an der Schulung ihres Personals zusammen. Der Trierer Bischof Stefan Ackermann leitet die Aufklärungsbemühungen der katholischen Kirche in Deutschland. Aber auch anderswo gibt es Möglichkeiten: In einer Grundschule erzählten Kinder im Rahmen des Aufklärungsunterrichts mit

Pädagogen des Planning familial von auffälligem Betragen einer Lehrkraft. Die sexualpädagogisch geschulten Experten leiteten den Fall weiter an die Regionaldirektion. Derzeit ruht der Aufklärungsunterricht in den Grundschulen, weil Ministerium und Direktionen darauf bestehen, Klassenlehrer müssten im Unterricht präsent sein, etwas, das das Planning ablehnt. Dadurch fehlt ein Ort, an dem Schüler sich ohne Anwesenheit des Lehrpersonals vertrauensvoll austauschen können. Das Ministerium will den Leitfaden, der auf seiner Internetseite steht, zusätzlich auf Deutsch drucken und an alle Lehrkräfte verschicken. Zudem bietet das Weiterbildungsinstitut Ifen in Walferdingen Fortbildungen auf freiwilliger Basis an.

Wenn einer schläft

Ein Leitfaden, um Professionelle aus den unterschiedlichen Bereichen zu sensibilisieren, ist das eine. Ebenso wichtig sind Vorklehrungen auf institutioneller Ebene. Denn in Institutionen ist das Risiko von sexuellem Missbrauch höher als außerhalb. Wichtig sind deshalb eindeutige Prozeduren und Verantwortlichkeiten, um Missbrauch und Gefahrensituationen auch dort zu erkennen, respektive zu verhindern. Und entsprechendes Handeln: Im Fall des neunjährigen Jungen, der in Freiburg in Deutschland über Jahre von seiner Mutter und deren Freund missbraucht und über das Internet an weitere Täter verkauft worden war, hatten Familiengericht und Jugendamt Warnzeichen mehrfach ignoriert.

„Problematisch ist nicht nur, dass es Vorbehalte in der Bevölkerung gibt, über das Thema offen zu reden. Es gibt sie auch unter Professionellen“, mahnt Kinderarzt Seligmann. Manchen erscheint ein Verdacht so ungeheuerlich, sie wollen oder können sich Missbrauch von Kindern, zumal durch Angehörige, nicht vorstellen. Über die Tat wird oft erst dann geredet, wenn der Fall vor Gericht landet.

Auch über Prävention wird öffentlich wenig gesprochen. Wenn Kinder nichts über ihren Körper wissen, können sie keine Grenzen lernen. Deshalb ist Sexualaufklärung so wichtig: „Sie vermittelt Kindern wichtige Informationen über ihren Körper, eigene Grenzen und die anderer, über gute und schlechte Geheimnisse, und befähigt sie so und bestärkt sie darin, sollte sich etwas falsch oder nicht gut anfühlen, Nein zu sagen oder sich an eine Vertrauensperson zu wenden“, so der Sexualpädagoge und Therapeut Simon Görgen vom Planning familial. Von den US-Turnerinnen hatten viele die Untersuchungen zunächst erduldet: Weil der Arzt ihnen versichert hatte, seine „Behandlung“ sei notwendig und üblich, und sie selbst nicht einschätzen konnten, was sich für einen Arzt gehörte. Und was nicht.

Wie verhalten im Verdachtsfall?

Was ist Kindeswohlgefährdung? Schwere Vernachlässigung, körperliche und psychische Misshandlung sowie sexueller Missbrauch zählen allesamt zur Kindeswohlgefährdung. Misshandlung kann sowohl körperlich erfolgen durch Schläge Verbrennungen, Ertränken und anderes mehr, oder psychische Form annehmen, etwa durch systematisches Kleinmachen, übertriebene Leistungsanforderungen, exzessive Strafen, Terrorisierung oder Manipulation. Auch durch lautstarken gewalttätigen Streit der Eltern, den diese vor dem Kind austragen. Emotionale und ökonomische Ausbeutung, etwa wenn Kinder Geld für die Familie verdienen müssen, sind in dem 40-seitigen Leitfaden ebenfalls beschrieben, der neben Kontaktadressen Fachliteratur und Rechtsquellen nennt.

Bei **akuter Gefahr fürs körperliche Wohlbefinden** sind in jedem Fall die gerichtlichen Autoritäten einzuschalten. Liegt ein Anfangsverdacht vor, so rät der Leitfaden, das Kind über mögliche Ursachen etwa von Verletzungen behutsam zu befragen und den Fall den Vorgesetzten zu melden. Ist sich jemand unsicher, kann sie oder er sich mit Kollegen beraten oder externe Experten, wie die Psychologen und Medizinerinnen der Alupse oder der Schulmedizin, zur Klärung hinzuziehen.

Auf jeden Fall gilt es, Ruhe zu bewahren und das Kind nicht direkt mit einem Verdacht zu konfrontieren, sondern es erzählen zu lassen und seine Schilderungen ernstzunehmen. Davon, den mutmaßlichen Täter auf eigene Faust zu stellen oder zur Verdachtsklärung zu konfrontieren, wird dringend abgeraten, weil so der Druck aufs Kind zu noch mehr Verschwiegenheit durch den Täter möglicherweise steigt. Eigenständige Untersuchungen sind ebenfalls zu unterlassen. Beweisführung und Strafverfolgung ist Aufgabe von Polizei und Staatsanwaltschaft. Übereifer kann polizeiliche Aufklärung im schlimmsten Fall behindern. Schnelles Handeln ist bei mutmaßlicher Vernachlässigung von besonders verletzlichen Kindern unter drei Jahren geboten. Unterlassene Hilfeleistung, zumal bei Schutzbefohlenen, ist strafbar.

Warnzeichen für Kindeswohlgefährdung können neben sichtbaren äußeren Verletzungen bestimmte Andeutungen und Erzählungen des Kindes selbst oder anderer Zeugen sein., Plötzliche Verhaltensänderungen und Stimmungsschwankungen, Depressionen, Aggressivität, Angst und Rückzug, oder aber ein übertriebenes altersunangemessenes Interesse an Sexualität oder obszöner Reden, sowie somatische Erkrankungen können weitere Hinweise sein.

Als **erste Meldung** reicht ein Telefonanruf, der schnellstmöglichst durch eine schriftliche Meldung ergänzt werden sollte. Bei Verdacht auf sexuellen Missbrauch entscheiden die Strafverfolgungsbehörden über die weitere Vorgehensweise. Dazu zählt meist eine medizinische Untersuchung, um die Verletzungen festzustellen, die von Spezialisten vorgenommen wird. Dies geschieht nur, hat das Kind zuvor eingewilligt. Anschließend wird es von psychologisch geschulten Polizisten angehört. Manchmal bleibt als *ultima ratio* nur, das Kind zu seinem Schutz aus der Familie herauszunehmen.

Kinder, die missbraucht wurden, sind traumatisiert. Deshalb ist es so wichtig, dass es professionell begleitet wird und **therapeutische Unterstützung** erhält. Gerade weil es abhängig ist von Erwachsenen und diesen hilflos ausgeliefert, sind schnelles Eingreifen und wirksamer Schutz vorrangig. ik



Entre chien et loup

On appelle « entre chien et loup » le moment qui précède le crépuscule, l'heure de tous les dangers quand les contours des choses s'effacent et qu'on voit les loups garous sortir de leurs repaires et les feux follets s'allumer dans les sous-bois.

Dans son livre porté par un souffle narratif exceptionnel, l'historien Henri Wehenkel dresse le portrait de seize Luxembourgeois pris dans l'engrenage de la Collaboration –

grands bourgeois, ouvriers montés en grade, journalistes *völkisch*, cadres techniques ambitieux, artistes conformistes... L'auteur pénètre jusqu'aux niveau des enjeux, des lieux de décision, des endroits où les chemins se séparent et où il faut choisir. Le livre donne à sentir ces choix dans toute leur urgence sans pour autant faire de jugement de valeur. Il s'agit, selon l'auteur, d'« éclairer les recoins obscurs de la société luxembourgeoise ».

Le livre de 304 pages richement illustré et qui se base sur une série d'articles du Lëtzeburger Land, est disponible en librairie au prix de 29 euros ou peut être commandé en ligne sur www.land.lu, par téléphone 48 57 57-32, courriel land@land.lu ou fax 49 63 09.

Leitartikel

Politischer Winterschlussverkauf

Romain Hilgert

Dienstag war eigentlich kein schlechter Tag. Da sind bloß drei Minister umgefallen. Am Vormittag versprach Erziehungsminister Claude Meisch (DP) dem SNE, der Lehrergewerkschaft der CGFP, dass künftig drei statt vier Jahre Studium genügen, um zum Auswahlverfahren zugelassen und Grundschullehrer werden zu können. Auch das Praktikum soll von drei auf zwei Jahre verkürzt werden, wenn die angehenden Lehrer vier Jahre studiert haben. Auf diese Weise will der Minister den von ihm bisher meist heruntergespielten Lehrermangel in den Grundschulen verringern. Exit die guten Gründe, mit denen Anne Brasseur (DP) einst die Ausbildung verlängert und Claude Meisch (DP) die Verlängerung des Praktikums umgesetzt hatte, etwa die durch die Vielsprachigkeit entstehenden steigenden Anforderungen an den Beruf.

Am Nachmittag erklärte dann Familienministerin Corinne Cahen in ihrer Eigenschaft als DP-Präsidentin überraschend, dass das dreijährige Praktikum im öffentlichen Dienst auf ein Jahr gesenkt werden soll. Es ist das Herzstück der gerade zwei Jahre alten von der CSV ausgehandelten, von DP, LSAP und Grünen umgesetzten Reform des Beamtenstatuts, mit dem die von Handel und Handwerk geforderte Senkung der Einstiegsgehälter im öffentlichen Dienst auf 80 bis 90 Prozent durchgesetzt

worden war. Die Gründe für diesen binnen weniger Wochen vollzogenen Meinungsumschwung wollte die Ministerin lieber nicht öffentlich nennen.

Der Minister des öffentlichen Dienstes, Dan Kersch (LSAP), fühlte sich zum zweiten Mal von der Kollegin DP-Präsidentin hereingelegt. So dass er beschloss, gleich anderntags anzukündigen, wie in der Privatwirtschaft den einmonatigen Stillurlaub für Mütter im öffentlichen Dienst zum zweimonatigen Mutterschaftsurlaub nach der Geburt zu schlagen, auch für Beamtinnen, die nicht stillen. Um keine Zeit zu verlieren, will der einer DP-Präsidentin nicht nachstehende Minister auf eine Gesetzesänderung verzichten. Deshalb machte er eine junckersche Interpretationsdifferenz im bestehenden Text aus, der nun einfach zugunsten der Beschäftigten interpretiert wird. Eine Änderung des Textes könnte später nachgereicht werden, wenn das noch jemand interessieren wird.

Der Dienstag war eigentlich kein schlechter Tag, besonders für den öffentlichen Dienst. Denn jedes Mal, wenn ein Minister umgefallen ist, dann in Richtung des öffentlichen Dienstes. Dem gelingt es offenbar besser, die Panik der Regierungsparteien

und vor allem der DP vor den herannahenden Wahlen zu schüren und sie bereits zu Zugeständnissen vor den Wahlen zu bewegen. Die Versprechen für die Privatwirtschaft, beispielsweise einer Mindestloohnerhöhung um 100 Euro monatlich durch die LSAP, sollen alle erst nach den Wahlen umgesetzt werden, wenn überhaupt.

Man kann manche der etwas überstürzt angekündigten Reformen für durchaus vernünftig halten, auch wenn es sich um Reformen jener Reformen handelt, die bisher ebenso leidenschaftlich von denselben Politikern gerechtfertigt worden waren, die nun vor laufenden Kameras ihre Wahlprogramme zu improvisieren scheinen. Und vielleicht beschleunigt sich der politische Winterschlussverkauf noch in den kommenden Wochen und Monaten. Denn während sich die Grünen unbeirrbar auf die ihren Wählern lieben Umwelt- und Transportressorts konzentrieren, wächst bei DP und LSAP die Angst, dass der jeweils andere Koalitionspartner als erster einer interessanten Wählergruppe nachgibt. Gleichzeitig können sie sich alle einen Spaß daraus machen, dass die Oppositionspartei CSV sich als moralinsaurer Sparapostel aufspielt und es so den Regierungsparteien überlässt, den Wählern das Blaue vom Himmel zu versprechen. Aber das Wahlprogramm der CSV ist ja noch nicht im Druck.

Der offizielle Besuch in Senegal von Großherzog Henri in Begleitung der Minister Romain Schneider (LSAP), Carole Dieschbourg (Grüne) und der Staatssekretärin Francine Closener (LSAP) stand im Zeichen des Übergangs: Natürlich besuchte man noch luxemburger Entwicklungshilfeprojekte und unterzeichnete ein viertes *Programme indicatif de coopération*. Aber gleichzeitig unterzeichnete die luxemburger Handelskammer im Namen von 23 mitgereisten Firmenvertretern ein *Memo-randum of understanding* mit der senegalesischen Kammer und drängte auf die Ratifizierung des Doppelbesteuerungsabkommens. rh.

Jean-Christophe Verhaegen/Sip

blog

Personalien

Personalien

Personalien

Gesundheit

Gesellschaft

Soziales

Xavier Bettel,



Premierminister (DP), nahm diese Woche zusammen mit Finanzminister Pierre Gramegna am Weltwirtschaftsforum im Schweizer Davos teil. Dabei sah er die Premierminister Belgiens, Tschechiens sowie Albaniens und bemühte sich, wie Hunderte andere Politiker, um Unterredungen mit Stars US-amerikanischer Internetfirmen. Bei einer Podiumsdiskussion zur Frage, wie Mischfinanzierungen das Geschäft und die Welt verbessern können, forderte er „für globale Probleme globale Lösungen“ und die im DP-Wahlprogramm (S. 34) empfohlenen *Public Private Partnerships*. Höhepunkt eines Treffens mit Vater und Sohn Mittal waren Selfies für Instagram. Bettels Vorgänger Jean-Claude Juncker (CSV), dem es seit fast 20 Jahren widerstrebt, sich in Davos mit den Reichen und Mächtigen zu zeigen, sagte seinen Auftritt als EU-Kommissionspräsident wieder einmal rechtzeitig wegen einer Grippe ab. rh.

Dan Kersch,

für die Verwaltungsreform zuständiger Minister des öffentlichen Dienstes (LSAP), kündigte diese Woche an, dass im Laufe des Jahres und noch vor den Wahlen die Möglichkeit geschaffen wird, sich über Internet in die Wählerlisten eintragen zu lassen und die Briefwahl zu beantragen. rh.

Luc Frieden,

ehemaliger Finanzminister und langjähriger Thronfolger von Ex-Premier Jean-Claude Juncker, kandidiert nicht bei den Kammerwahlen im Oktober. Das erklärte er am Donnerstag gegenüber *RTL*. Er wolle vielmehr nächstes Jahr an den Europawahlen teilnehmen. Seit der Postenaufteilung im Zusammenhang mit der Bestimmung von Claude Wiseler zum Spitzenkandidaten hält Luc Frieden sich bereit, um Mitglied der EU-Kommission nach dem Abgang Jean-Claude Junckers zu werden. Die CSV fühlt sich offenbar so siegessicher, dass sie es nicht für nötig hält, ihren Erstgewählten von 2013 im Zentrum aufzustellen. Allerdings hatte Luc Frieden mehr Stimmen bekommen als Claude Wiseler und das Parlamentarierleben hatte ihm nie recht gefallen. rh.



Eric Rosin,



bei Arcelor-Mittal mit der Verwertung des Immobilienbesitzes beschäftigter Betriebswirt, wurde am Donnerstag vom Verwaltungsrat des Fonds de logement zum neuen Direktor ernannt. Eric Rosin soll anstelle von Pitt Matthieu Direktor werden, der Ende vergangenen Jahres das Amt im letzten Augenblick abgelehnt hatte. Zuvor war Mario Schweitzer Generalkoordinator gewesen, nachdem die später ebenfalls gefeuerte Wohnungsbauministerin Maggy Nagel (DP) Präsident Daniel Miltgen gefeuert hatte und Präsidentin Tania Fernandes zurückgetreten war. Eric Rosin soll am 1. Mai sein neues Amt antreten. Er muss versuchen, den Dienst noch kurz vor den Wahlen zu befrieden, damit die Wohnungsbaupolitik von Minister Marc Hansen (DP) nicht völlig in der Lächerlichkeit versinkt (Foto: Fonds de logement). rh.

Äppel a Biren

Dass die luxemburger Mutualitätsvereine und vor allem die Caisse médico-complémentaire mutualiste (CMCM) auf keinen Fall vergleichbar seien mit Versicherungsgesellschaften, sondern so verschieden wie „Äppel a Biren“, unterstrichen diese Woche der Dachverband der Mutualitäten und CMCM-Direktor Fabio Secci. Sie beunruhigt das Gutachten, das der Staatsrat vor einer Woche zum Gesetzentwurf von LSAP-Sozialminister Romain Schneider angenommen hat. Darin deutet der Staatsrat an, die CMCM könnte doch mit Versicherungsgesellschaften zu vergleichen sein und in dem Fall unter die Bestimmungen der „Solvency-II-Richtlinie“ fallen. Solvency II erlegt der Versicherungsbranche unter anderem Regeln zur Solvabilität auf. Würden sie für die Caisse médico gelten, müsste die ihre Beiträge erhöhen. Der Staatsrat urteilt, so wie der Gesetzentwurf geschrieben ist, sei es Jahr für Jahr am Sozialminister zu entscheiden, welche Bestimmungen auf die CMCM anwendbar wären. CMCM-Direktor Secci wirft dem Staatsrat vor, sich damit der Stellungnahme der Handelskammer zu dem Gesetzentwurf anzuschließen, die „von den Privatversicherern geschrieben“ worden sei. Mit 275 000 Mitgliedern sind rund 45 Prozent der Bevölkerung bei der CMCM zusatzversichert, beispielsweise für Zahnarztleistungen. pf

Keine Identitätsprobleme

Beim informellen Treffen der für die Einwanderung zuständigen EU-Minister in der bulgarischen Hauptstadt Sofia wünschte Außenminister Jean Asselborn (LSAP) dem bulgarischen Ratsvorsitz alles Gute bei der Suche nach einem Kompromiss zur Reform der Dubliner Regeln. Mit diesen Regeln halten sich die reicheren Staaten im Norden der Europäischen Union seit Jahren unerwünschte Einwanderer vom Leib, die in den ärmeren Mittelmeerstaaten an Land gehen. Der Minister nutzte die Gelegenheit, um die luxemburger Asylpolitik als vorbildlich darzustellen. Denn es gebe „keine nennenswerte Personengruppe in meinem Land, die glaubt, dass die verfassungsmäßige und kulturelle Identität Luxemburgs durch die Ankunft von Asylbedürftigen bedroht sei“ (Foto: MAE). rh.



Weniger Arbeitslose

Das hohe Wirtschaftswachstum macht sich auf dem Arbeitsmarkt bemerkbar: Im Laufe des Jahres 2017 sei die Zahl der eingeschriebenen Arbeitslosen um 4,6 Prozent gesunken, von 18 122 auf 17 283, meldete das Arbeitsamt diese Woche. Um jeweils sieben Prozent seien vor allem die Jugend- und die Langzeitarbeitslosigkeit zurückgegangen, während die Akademikerarbeitslosigkeit um drei Prozent zugenommen habe. Die Zahl von 4 852 Arbeitsuchenden in einer Beschäftigungsmaßnahme habe sich zwischen Dezember 2017 und Dezember 2017 nicht geändert. rh.

社會保障

Vergangene Woche verabschiedete der Regierungsrat einen Gesetzentwurf zur Ratifizierung eines Sozialversicherungsabkommens mit der Volksrepublik China. Es bietet den Sozialversichererten beider Staaten gleichberechtigten Zugang zu Dienstleistungen der Sozialversicherung. Mit der Verabschiedung des Gesetzentwurfs durch das Parlament wird damit das erste luxemburger Sozialversicherungsabkommen mit China in Kraft treten. Vor allem durch die Niederlassung chinesischer Banken hat sich die Zahl der hierzulande wohnenden chinesischen Staatsangehörigen binnen fünf Jahren verdoppelt. Derzeit leben mehr als 3 000 Chinesen in Luxemburg. rh.

Am Dienstag soll der erste Luxemburger Militärsatellit starten, der nächste ist schon beschlossen

Star Wars

Romain Hilgert

Erbgroßherzog Henri und Ehrenstaatsminister Pierre Werner waren im Dezember 1988 zum französischen Weltraumbahnhof in Kourou am Rande des Amazonas geflogen, um den Start des ersten SES-Satelliten Astra 1A mitzuerleben, während Staatsminister Jacques Santer zu Hause um seine mit dem Erfolg des Starts verbundene politische Laufbahn bangte. Heute hat SES mehr als ein halbes Hundert Satelliten im Angebot und der Start eines Satelliten ist fast Routine.

Doch für nächsten Dienstag soll wieder ein politisches Großaufgebot nach Cape Canaveral in Florida fliegen, um einen historischen Augenblick mitzuerleben: Wie der Satellit Govsat 1 auf seine Umlaufbahn geschossen wird. Denn Govsat 1 – nicht „Statesat“ – ist der erste einer geplanten Reihe Militärsatelliten und soll eine neue Etappe der heimischen Rüstungsindustrie einläuten.



Govsat-Direktor Patrick Biewer

Der für vergangenes Jahr geplante und bereits mehrfach aufgeschobene Start ist für nächsten Dienstag zwischen 16.24 Uhr und 18.46 Uhr Lokalzeit, 22.24 Uhr und 0.46 Uhr Luxemburger Zeit, vorgesehen. Eine Falcon-9-Rakete der Firma Space X soll den 4,23 Tonnen schweren Satelliten nach einer halben Stunde Flugzeit freisetzen. Dann wird er auf seine endgültige Umlaufbahn manövriert, um in 36 Kilometer Höhe über dem

Äquator synchron mit der Erde zu kreisen. Nach einer Testphase soll er Anfang März seine auf 15 Jahre ausgelegte Aktivität aufnehmen.

Der Kommunikationssatellit Govsat 1 soll neben einer flächendeckenden Verbindung auf der amtlichen X-Frequenz auf der militärischen Ka-Frequenz Einsatzleitungen in Europa mit fünf Regionen von strategischem Interesse in Afrika und Afghanistan verbinden, um dort Erkundungs- und Gefechtseinsätze im Gelände zu leiten. Die hohe Leistung des Satelliten erlaubt es, große Datenmengen mit beweglichen Sendern und kleinen Antennen aus den Einsatzgebieten zu übertragen. Hohe Sendeleistung ist vor allem auf die afrikanische Mittelmeerküste gerichtet, um die Bekämpfung von Einwanderern aus Afrika zu organisieren. Andere „Einsatzstrahlen“ sind auf die westliche Sahara gerichtet, wo Frankreich seinen nachkolonialen Einfluss gegen aus Nordafrika verdrängte islamische Gotteskrieger verteidigt, auf das Horn von Afrika, wo Gotteskrieger, Piraten und der Machtkampf zwischen Saudi-Arabien und Iran den Erdöltransport gefährden, auf das rohstoffreiche Angola und auf Afghanistan, wo die USA den längsten Krieg ihrer Geschichte mit und gegen wechselnde Gotteskrieger führen.

Die Regierung steht seit mehreren Jahren in der Nato unter Druck, damit sie die Militärausgaben des Landes erhöht, und DP, LSAP und Grüne haben nun eine der massivsten Erhöhungen in der Geschichte beschlossen – um 42 Prozent dieses Jahr, ohne die Kosten für die Renovierung des Herrenberg. So dass der Anteil der Militärausgaben auf 0,52 Prozent des Bruttoinlandsprodukts steigt, wie Verteidigungsminister Etienne Schneider (LSAP) am Montag vorrechnete. Doch will die Regierung, wie die anderen Nato-Staaten, dass das viele Geld nicht in fremde, sondern in die heimische Industrie fließt. Deshalb versucht sie, die heimische Rüstungsindustrie auszubauen (*d'Land*, 16.12.2016). Da kommt es natürlich gelegen, dass die Ressorts Wirtschaft und Verteidigung in der Hand desselben Ministers sind.

Etienne Schneider hat als Vereidigungsminister von dem „riesigen Bedürfnis der Nato an Satellitenkapazitäten“ gehört und weiß als Wirtschaftsminister vom Erfolg der SES im Satellitengeschäft. Wenn Luxemburg parallel zum Asteroidenbergbau auch in den Krieg der Sterne investiert, fühlt er sich wieder ein wenig als „first mover“ in einer neuen Souveränitätsnische. Das Parlament klatschte seinen Plänen vor zwei Jahren mit 58



Start einer Falcon-Rakete der Firma Space X



SES-Präsident Karim Michel Sabbagh, Wirtschafts- und Verteidigungsminister Etienne Schneider (LSAP)

von 60 Stimmen Beifall, und SES-Präsident Karim Michel Sabbagh freute sich am Montag, dass der Markt für Militärsatelliten „jährlich um sieben Prozent wächst“. Der Minister erkennt ein „triple win“: für die Verteidigung, für die Wirtschaft und für den Staat als Aktionär.

Die SES liefert seit langem insbesondere den USA militärische und paramilitärische Dienste. Doch damit ihre Militärsatelliten nicht bloß als Privatgeschäft, sondern als nationale Rüstungsausgaben anerkannt werden, wurde die Gesellschaft Govsat gegründet, die zur Hälfte dem Staat und zur Hälfte der SES gehört. So werden die 50 Millionen Euro, die der Staat laut Gesetz vom 19. Dezember 2014 für seine Beteiligung ausgibt, über den militärischen Investitionsfonds verbucht. Hinzu kommt eine staatliche Bürgschaft für Kredite der Firma. Denn ihr erster Satellit kostet insgesamt 225 Millionen Euro, wenn man die Kosten für den Satelliten, die Rakete, die Versicherung und für die Bodeninfrastruktur zum Betrieb des Satelliten zusammengerechnet.

Ziel von Govsat ist es, Militärsatelliten zu betreiben und deren verschlüsselte Übertragungskanäle an fremde Armeen, Regierungen und internationale Organisationen zu vermieten. Wobei die SES weniger auf das staatliche Kapital angewiesen ist als darauf, dass „der Staat für die Seriosität“ der Firma bürgt, so Etienne Schneider.

Allerdings sorgte sich der Rechnungshof schon vor zwei Jahren in einem gegenüber den Militärausgaben sehr kritischen Sondergutachten, dass der Staat über keine eigenen Satellitenfachleute verfüge und deshalb von Mitarbeitern oder ehemaligen Mitarbeitern der SES abhängig sei, die in Interessenkonflikte geraten könnten. Gar nicht zu reden von Fachleuten, die zu kontrollieren verstünden, ob Govsat-Kunden ihre Frequenzen nur für die vertraglich abgemachten Zwecke benutzen, dass sie beispielsweise nur unbewaffnete Drohnen einsetzen. Die Firma, die über einen militärischen Ansprüchen gehorchenden Kontrollraum in der Bodenstation in Betzdorf verfügt, um Militärsatelliten mit verschlüsselten Signalen zu steuern und vor Störsignalen zu schützen, hat bereits das Geschäft aufgenommen, auch wenn sie Satellitenkapazitäten bei der Konkurrenz mieten muss, bis ihr eigener Govsat 1 funkt.

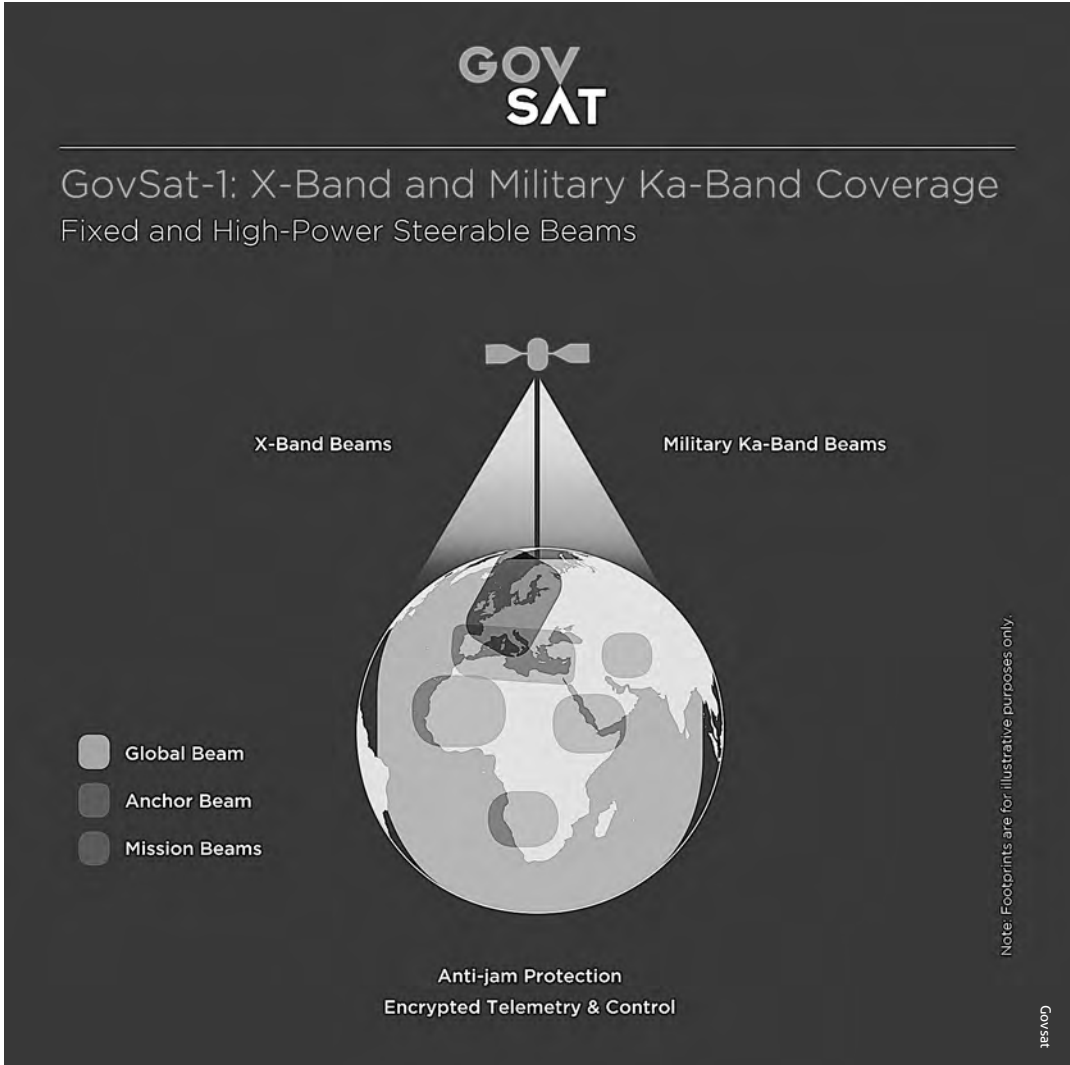
Wenn der Satellit nun auf seine Umlaufbahn gesetzt wird, sind lediglich „15 bis 25 Prozent“ der 68 Transponder vermietet, genau will sich die Firma lieber nicht festlegen. Wobei es der Staat selbst ist, der durch Gesetz vom 18. Dezember 2015 für 120 Millionen Euro Transponder für die militärische Ka-Frequenz gemietet hat, die er dem Programm *Alliance Ground Surveillance* der Nato überlässt, das Dronen für die Beobachtung von Konfliktgebieten in Echtzeit betreibt. Findet Govsat nicht genug Kunden, droht dies zum Problem

Der Militärsatellit Govsat 1 soll Einsatzleitungen in Europa mit fünf Regionen von strategischem Interesse in Afrika und Afghanistan verbinden, um dort Überwachungs- und Gefechtseinsätze zu leiten

für die interministerielle Arbeitsgruppe zu werden, die über die Govsat-Verträge befinden muss. Denn bevorzugt sollen Kunden aus der Europäischen Union, der Nato und Efta werden. Gibt es davon nicht genug, muss man politisch weniger wählerisch werden, damit die Dividende stimmt.

Für den Verteidigungsminister ist es aber verständlich, dass potenzielle Kunden „erst einmal den gelungenen Start abwarten, bevor sie unterschreiben“. Hatte man nach dem Ende des Kalten Kriegs zuerst eine „Friedensdividende“ versprochen, erwartet sich der Minister nun eine Kapitalrendite von mindestens zwölf Prozent.

Wenn Govsat schnell genug Kunden für seine 68 Transponder findet, wird bereits an Govsat 2 gedacht. Davon unabhängig beschloss die Regierung am vergangenen Freitag die Anschaffung eines weiteren Militärsatelliten. Im Gegensatz zum Kommunikationssatelliten Govsat 1 soll es ein Aufklärungs- und Spionagesatellit werden, der nicht zur Govsat-Flotte gehören, sondern von der Armee in Eigenregie beschafft und betrieben wird. Auch wenn an eine Zusammenarbeit mit Govsat gedacht wird, etwa was die Bodenstation anbelangt. Der Satellit, der laut Etienne Schneider im „Auftrag der Nato“ betrieben werden soll, knüpfe an die Aufklärungsmissionen der Armee an, die bisher unter Gefahr für Leib und Seele mit Dingen auf dem Grund durchgeführt werden müssten.



Fünf „Einsatzstrahlen“ auf Afrika und Afghanisten gegen Einwanderer und Gotteskrieger



Répétition de la chorale de Dommeldange. La plupart des 8 500 associations luxembourgeoises sont gérées par des bénévoles

Fausses notes aux impôts

josée hansen

« À vrai dire, explique Martine Deprez, si on considère que nous partons d'une somme annuelle de 300 000 euros de dons qui transitaient l'année dernière par nos comptes, argent sur lequel il y a un déchet fiscal maximal de 46 pour cent, nous parlons d'un impact absolument dérisoire dans les caisses de l'État... » Martine Deprez est présidente fédérale de la vénérable Union grand-duc Adolphe (Ugda), principale fédération nationale des fanfares et chorales locales créée à la fin du XIX^e siècle, qui réunit quelque 300 clubs représentant plus de 13 000 musiciens et chanteurs, auxquels s'ajoutent les centaines d'élèves de ses écoles de musique. Si l'Ugda a traversé une grave crise institutionnelle ces dernières années et que Martine Deprez avait réussi à la stabiliser et à la pacifier (aussi suite à la démission de plusieurs membres du conseil d'administration), la nouvelle incertitude la prise au dépourvu : en octobre dernier, l'Administration des contributions directes (ACD) informa l'Ugda quant à la non-conformité d'une de ses pratiques courantes avec la législation luxembourgeoise – et depuis, c'est la zizanie en coulisses.

Que s'est-il passé ? L'Ugda a depuis 1989 le statut d'utilité publique, impliquant que les dons privés qui lui sont adressés sont fiscalement déductibles au titre de « dépenses spéciales » pour le donateur, selon l'article 112 de la loi de décembre 1967 concernant l'impôt sur le revenu. Quelque 290 associations sans but lucratif dans les domaines caritatif, social, culturel ou éducatif ont ce statut, plus une centaine d'ONG d'aide au développement, qui sont agréées par le ministère de Affaires étrangères. Or, la procédure pour obtenir ce statut d'utilité publique est longue et fastidieuse et dépasse souvent les petits clubs gérés par des bénévoles sur le coin de leur table de cuisine. En 2010, le ministre CSV de la Justice François Biltgen avait voulu réformer la loi de 1928 sur les asbl et les fondations – et s'était aussitôt attiré l'ire des presque 8 500 associations du pays qui craignaient une guerre administrative. Biltgen retira son projet de loi, sans qu'il ne soit jamais remplacé.

Or, les 300 fanfares et chorales fédérées à l'Ugda ont souvent une riche activité, essentielle aussi bien culturellement que socialement dans les quartiers et les villages. Et pour pouvoir faire fonctionner leurs ensembles, ils ont besoin d'un peu d'aide financière de la part des communautés locales : achat d'instruments de musique par exemple, ou commande d'une composition pour un concert anniversaire, publication d'un livre ou d'une plaquette de programme. Les gens, souvent, sont prêts à mettre la main à la poche – mais ne voudraient pas en plus être imposés sur ce don. La pratique courante était donc que cette somme soit versée à l'Ugda, qui la transmettait ensuite au club en question. Forte de son statut d'utilité publique, l'Ugda envoyait alors un certificat de don au donateur, qui pouvait le verser aux papiers de sa déclaration d'impôts afin de toucher des libéralités

de cette hauteur – pour autant qu'il ait au moins fait des dons à hauteur de 120 euros (et pas plus d'un million d'euros) cette année-là. Or, un nouveau fonctionnaire aux impôts, en contrôlant le dossier d'un club affilié, est remonté aux sources des textes légaux en cours, et s'est heurté à cette pratique. À ses yeux, le statut d'utilité publique ne saurait être transposable aux sous-organisations de l'Ugda. Un principe qui, lit-on dans la réponse du ministre des Finances et de celui de la Culture, Pierre Gramegna et Xavier Bettel (tous les deux DP) à une question parlementaire des députés CSV Marc Spautz et Laurent Zeimet sur le sujet, « s'applique cependant de manière générale » – donc à toutes les fédérations regroupant des entités locales, comme par exemple aussi les scouts.

Depuis le courrier de l'ACD, le CA de l'Ugda cherche à savoir ce qu'il en est et quelle attitude prendre, s'est sentie écoutée et comprise par le secrétaire d'État à la Culture, Guy Arendt (DP) – et pour cause : son plus proche collaborateur depuis fin 2016, Gilles Lacour, est un ancien de l'Ugda –, mais ne comprend pas le nouveau zèle de l'administration. Pierre Gramegna et Xavier Bettel proposent, dans leur réponse de décembre, que les clubs affiliés passent plutôt par le Fonds culturel national (Focuna), établissement public qui peut accorder la déductibilité fiscale – sous condition que les initiatives et clubs aient un agrément afférent. Le président du Focuna, Jo Kox, ne doute pas une seconde du but culturel des dons versés via l'Ugda aux associations affiliées. « Si tous devaient désormais passer par le Focuna, il nous faudrait embaucher une personne supplémentaire », sourit-il quand on lui pose la question de la faisabilité de la procédure administrative proposée par les ministres.

Conscient du problème, et afin de réduire l'effort administratif à un minimum, le Focuna avait mis en place une nouvelle procédure de contrôle du bienfondé des dons dès 2015 : l'association en question demande un agrément pour le projet culturel pour lequel elle voudrait recevoir des dons privés, agrément que le comité directeur du Focuna lui accorde après analyse du dossier. L'argent transite ensuite par les comptes du Focuna, qui émet, lui, le certificat pour les impôts. La première année de cette nouvelle procédure, en 2015 donc, une douzaine d'asbl et d'initiatives ont reçu un tel agrément, 351 donateurs ont bénéficié de l'avantage fiscal prévu par la loi de 1982, pour une somme totale de 162 000 euros. Jusqu'en décembre 2017, ces agréments étaient au nombre de 39 ; ils sont publiés sur le site focuna.lu : ce sont souvent des dons modestes pour des projets qui sont certes ambitieux, mais visiblement difficiles à financer. La restauration de l'orgue de l'église de Bertrange, par exemple, a rapporté 6 816 euros en 72 dons (moyenne : 94 euros par personne), la saison 2017/18 du Kammermusikverein à été soutenue par 2 250

Surtout en comparaison des 250 millions d'arriérés d'impôts d'Amazon qu'il ne réclame pas, la rigueur legaliste du DP vis-à-vis d'une institution culturelle très grand public est incompréhensible

euros en 46 dons, l'exposition sur la Première Guerre mondiale à Bascharage, organisée par l'asbl Centre culturel Claus Cito, n'a reçu qu'un seul don de 25 euros, d'autres ont reçu zéro euros, alors que l'appel à financement public le plus célèbre des dernières années, l'acquisition d'un tableau de Koekoek par le Musée national d'histoire et d'art, a rapporté 103 000 euros en 277 dons individuels (moyenne : 371 euros par personne). La popularité de ce *crowdfunding* à l'ancienne dépend toujours pour beaucoup de la communication mise en place par l'initiateur du projet.

Si Martine Deprez s'étonne donc du nouveau zèle de l'ACD par rapport à la somme globale en jeu – surtout en comparaison de la décision du même gouvernement de ne pas vouloir encaisser les 250 millions d'euros d'arriérés d'impôt d'Amazon, que lui a pourtant attribué une décision de la Commission européenne –, cette rigueur legaliste du DP vis-à-vis d'une institution culturelle très grand public est carrément incompréhensible. Car à aucun moment, le bienfondé des activités culturelles de l'Ugda et de ses sections locales n'est remis en question. Selon la présidente fédérale, un « nombre à trois chiffres » des donateurs ne virent que vingt euros par don (le règlement sur le Focuna impose un minimum de cinquante euros), on s'en prend donc ici aux mécènes les plus modestes. Alors que, par ailleurs, les gouvernements successifs s'acharnent à promouvoir la philanthropie, avec notamment la création de la Fondation de Luxembourg, qui s'adresse aux *High net-worth individuals* (il faut déposer au moins 250 000 euros pour créer sa propre fondation), et à vouloir encourager le mécénat, aussi culturel. C'est surtout impressionnant de constater comment le DP réussit ainsi à se mettre à dos une frange supplémentaire du secteur culturel – après l'affaire des conventions annulées par Maggy Nagel et la gestion désastreuse, par Xavier Bettel, de l'affaire Lunghi/Schram.

L'Union grand-duc Adolphe aura un grand sujet lors de son congrès national de ce dimanche : la nouvelle politique du ministère des Finances en matière de déductibilité fiscale des dons

Europa im Nahostkonflikt auf Kollisionskurs mit Trump

Abbas auf Partnersuche

Susanne Knaul, Jerusalem

Palästinenserpräsident Mahmud Abbas machte sich gerade auf den Weg nach Europa, als US-Vizepräsident Mike Pence auf dem israelischen Flughafen Ben-Gurion landete. Abbas’ Reise nach Brüssel diese Woche war schon geplant, bevor Pence seinen Besuch in Jerusalem ankündigte. Das zufällige zeitliche Zusammenfallen der Reisen ersparte den beiden Politikern eine überflüssige Peinlichkeit, denn Abbas hatte schon im Dezember, dem ursprünglich geplanten Reisedatum des US-Vizepräsidenten, angekündigt, Pence nicht treffen zu wollen.

Selten waren die Beziehungen zwischen dem Weißen Haus und der Führung in Ramallah unterkühlter als heute. Den von US-Präsident Donald Trump angestrebten „Jahrhundert-Deal“, der den Nahen Osten befrieden soll, nannte Abbas jüngst eine „Ohrfeige des Jahrhunderts“. Außerdem erklärte er den vor 25 Jahren in Oslo aufgenommenen Friedensprozess als erledigt. Mit erhobenen Fäusten zürte er vor der Generalversammlung des Nationalrats der Palästinensischen Befreiungsbewegung PLO Mitte Januar gegen die Führung in Washington, räumte allerdings ein, weiterhin für eine Zwei-Staaten-Lösung offen zu sein. Die palästinensischen Läden, Banken, der öffentliche Transport und Ämter streikten aus Protest gegen Mike Pence, als er die Altstadt von Jerusalem besuchte.

Es sei von „großer Symbolträchtigkeit“, kommentierte der Korrespondent der regierungstreuen Tageszeitung *Israel Hayom* (Israel heute) Eldad Beck, dass Abbas „auf dem Schoss der Europäischen Union Zuflucht vor der amerikanischen Regierung sucht“. Auslöser der aktuellen Eiszeit war die Rede von US-Präsident Donald Trump Anfang Dezember, als er Jerusalem als Hauptstadt Israels anerkannte. Die palästinensische Führung in Ramallah kündigte dem Weißen Haus daraufhin die Rolle als Vermittler bei künftigen Friedensgesprächen auf. Mit Rückendeckung arabischer Staaten zog die PLO nach New York, wo sich 128 UN-Mitgliedsstaaten gegen die Jerusalem-Erklärung des US-Präsidenten stellten. Trump seinerseits entschied über die Kürzung von Hilfezahlungen an die Palästinenser. Laut Mitteilung vom US-Außenministerium sollen mit sofortiger Wirkung 65 Millionen Dollar zurückbehalten werden. Das ist mehr als die Hälfte der Summe, die die USA jährlich in die Kassen der UNRWA, der palästinensischen Flüchtlingshilfe, bezahlt.

Abbas knüpfte an sein Treffen mit Außenministern der EU auch die Hoffnung, er werde in Brüssel alternative Geldgeber finden. Die EU-Außenbeauftragte Federica Mog-

herini versicherte ihm zwar, dass sich die EU weiterhin für eine Zwei-Staaten-Lösung stark machen und auch die bisherigen Zahlungen an das UN-Flüchtlingswerk fortsetzen werde. Schließlich sei die Arbeit der UNRWA von „unschätzbarem Wert“, um den Menschen in den Lagern „Bildung und Gesundheit“ zu garantieren. Ob die EU für die von den USA ausgesetzten Gelder aufkommen werde, wollte die EU-Beauftragte indes nicht zusagen. Auch Abbas’ Appell an die Europäer, Palästina als Staat anzuerkennen, bleibt vorläufig unbewilligt. „Sie sind unser wichtigster Partner beim Aufbau des palästinensischen Staates.“ Eine Anerkennung Palästinas, so versprach er, werde „kein Hindernis auf dem Weg zum Frieden“ sein.

Die Ost-Jerusalemener Tageszeitung *Al-Quds* will Informationen haben, denen zufolge Trump sein Friedensprogramm in der ersten März-Hälfte bekanntgeben werde. Obschon die palästinensische Führung die Kontakte zu den beiden US-Sonderbeauftragten für Verhandlungen Jason Greenblatt und Jared Kushner auf unbestimmte Zeit aussetzte, äußerte sich US-Vizepräsident Pence optimistisch. „Wir befinden uns am Beginn einer neuen Ära“, und er sprach von erneuten Anstrengungen für einen israelisch-palästinensischen Frieden. Gleichzeitig kündigte er in seiner Rede vor der Knesset (israelisches Parlament) an, dass die Botschaft der USA noch vor Ende des kommenden Jahres von Tel Aviv nach Jerusalem verlegt werde. Damit dürfte er die Palästinenser gleich wieder vor den Kopf gestoßen haben.

Die israelische Zeitung *Ma’ariv* berichtete unterdessen über ein Treffen zwischen dem früheren US-Außenminister John Kerry und Hussein Agha, einem engen Berater des Palästinenserpräsidenten und früheren Friedensdelegierten. Kerry bat seinen Gesprächspartner demnach, Abbas die Nachricht zu überbringen, „stark zu bleiben“ und „auszuhalten“. Den Informationen zufolge rechnet Kerry nicht damit, dass Trump noch lange im Amt bleiben wird.

In Israel hingegen feiert die Koalition die positive Haltung im Weißen Haus. Israels Ministerpräsident Benjamin Netanjahu pries den willkommenen Staatsgast und die guten Beziehungen der beiden Nationen. „Amerika hat keinen größeren Freund als Israel, und Israel hat keinen größeren Freund als die USA.“ Mit lang anhaltendem Applaus dankten fast alle Knesset-Abgeordneten Pence für seine warmen Worte für das jüdische Volk, das „aus der Asche auferstanden“ sei. „Die Wunder Israels sind eine Inspiration für die Welt.“ Die USA seien stolz darauf, als „Verbündeter Israel zur Seite zu stehen“. Jakob Achimeir vom öffentlichen TV-Sender *Kan* bezeichnete die Rede Pence als eine „Liebeserklärung an Israel“. Nur die arabische, antizionistische Vereinte Liste protestierte. „Jerusalem ist die Hauptstadt Palästinas“, so riefen die 13 Mitglieder der drittgrößten Knesset-Fraktion und hielten Fotos vom Felsendom und der Al-Aksa-Moschee in die Luft. Das vorgewarnte Aufsichtspersonal brauchte keine Minute, um die Unmutsdemonstration zu beenden und die Abgeordneten aus dem Plenumsaal zu führen.



US-Vizepräsident an der Klagemauer in Jerusalem

Die EU macht sich weiterhin für eine Zwei-Staaten-Lösung stark und will die bisherigen Zahlungen an das UN-Flüchtlingswerk fortsetzen

Koalitionsgespräche in Berlin

Ein Ja ist ein Ja

Martin Theobald, Berlin

Nach der Abstimmung ist vor der Abstimmung. Am vergangenen Sonntag hat sich ein Sonderparteitag der SPD dafür ausgesprochen, den Sondierungsgesprächen mit Christdemokraten und Christsozialen nun Koalitionsverhandlungen folgen zu lassen. Die Genossinnen und Genossen haben bei der Entscheidungsfindung hart mit sich gerungen und ihren Parteivorsitzenden den Auftrag mitgegeben, bei den Verhandlungen zur Regierungsbildung deutlich mehr herauszuholen als bei der Sondierung. Schließlich wird es ohne das Wohlwollen der Sozialdemokraten überhaupt keine Regierung geben. Denn der Koalitionsvertrag wird den SPD-Mitgliedern zur Abstimmung vorgelegt. Deren Votum entscheidet dann über Wohl und Wehe in Berlin – und das politische Schicksal von Angela Merkel.

Es schien, dass die SPD am vergangenen Sonntag die Wahl zwischen Pest und Cholera hatte. Knapp eine Hälfte der Parteitagsdelegierten erinnerte ihren Vorsitzenden Martin Schulz an dessen Worte vom Wahlabend, dass die Partei in der Opposition zu neuer Kraft, neuer Identität, einem neuem Programm mit neuem Personal finden müsse. Die andere trieb die schiere Angst vor Neuwahlen um, deren Ergebnis sicherlich kein Befreiungsschlag für die deutsche Sozialdemokratie werden würde. Die Regierungsbefürworter setzten sich durch und versprachen gut verhandeln zu wollen.

Doch da haben die Sozialdemokraten die Rechnung ohne die Christsozialen gemacht. Mitte Oktober sind Landtagswahlen in Bayern und

die CSU steht unter Druck. Allzu oft konnte sie sich auf der Berliner Regierungsbank nicht gegen CDU-Parteichefin und Bundeskanzlerin Angela Merkel durchsetzen, auch wenn Noch-Parteichef und Noch-Ministerpräsident Horst Seehofer Krawall machte. Er wurde von der nationalkonservativen-rechtspopulistischen AfD auf der einen Seite und jungen, urbanen Stimmungswählern auf der anderen Seite in die Zange genommen. Den einen ist die CSU zu lasch, den anderen zu verkorkst. Weil die CSU mit Hipstern nicht kann, versuchte sie lieber, der AfD Parolen und Themen zu klauen, um an Profil zu gewinnen und Wähler zu binden. Seehofer wie Markus Söder, designierter Nachfolger im Münchner Ministeramt, wollen den politischen

Vorteil für die Konservativen: Die öffentliche Wahrnehmung sieht den Unwillen zur Regierungsbildung nicht bei der CDU

rechten Rand konservativer Stammwähler binden und werden dieses Profil nun kaum aufgeben, um Martin Schulz Amt und Mandat zu retten. Den Bayern ist München näher denn Berlin. Der Verhandlungswille ist begrenzt und der Spielraum wird von der CSU sehr eng gehalten, wie Alexander Dobrindt, derzeit geschäftsführender Bundesverkehrsminister, bereits wenige Minuten nach der Abstimmung der SPD-Delegierten über die sozialen Medien mitteilte.

Unterstützung bekam er von der CDU-Vize Julia Klöckner. Auch sie gab zu verstehen, dass die nun laufenden Koalitionsverhandlungen nur eine Übertragung des Sondierungsergebnisses sein könnten und keineswegs eine Nachbesserung oder Nachverhandlung erlaubten. Dabei ist es den Christdemokraten durchaus bewusst, dass es ohne die SPD keine Regierung geben wird. Zwar sehen Meinungsforscher derzeit ein deutliches Plus für die CDU, wären am kommenden Sonntag Bundestagswahlen, doch eine sichere Bank ist das nicht. Vorteil für die Konservativen: Die öffentliche Wahrnehmung sieht den Unwillen zur

Regierungsbildung nicht bei der CDU und Angela Merkel kann wieder an sich als Garant für Beständigkeit und Sicherheit glauben. Doch es verwundert, wie sehr sich die Bundeskanzlerin der Regierungsbildung entzieht und wie wenig klare Worte von ihr kommen. Scheitert die Bildung der Großen Koalition mit der SPD, dann wird sie zwar in den nächsten Wahlkampf führen, aber Kanzlerin auf Abruf sein.

Die SPD steht hingegen vor dem Scherbenhaufen ihrer eigenen Machtbesessenheit. Vor vier Jahren stürzte sie sich ohne Not in das Abenteuer Große Koalition, obwohl es auch für ein rot-rot-grünes Bündnis gereicht hätte. Doch die Misere begann viel früher: Gerhard Schröder hat während seiner Regierungszeit die damals notwendigen Hartz-IV-Gesetze erlassen. Die Sozialdemokraten versäumten es, nachfolgend nachzubessern, Fehler zu beheben und Unstimmigkeiten abzuheilen. Dieses Unvermögen wird heute noch als „Verrat an der eigenen Wählerschaft“ wahrgenommen. Nun läuft die SPD in eine Katharsis, ob in Regierungsverantwortung oder in der Oppositionsrolle macht keinen Unterschied. Sie hat sich in den vergangenen 15 Jahren weit von ihrem angestammten Wählerklientel entfernt, so dass es nur noch eine Option zu geben scheint: Augen zu und durch. Große Koalition mit inszeniertem Bruch des Regierungsbündnisses nach Hälfte der Legislaturperiode – aufgrund der Unvereinbarkeit einer simplen Entscheidung ob des sozialdemokratischen Wesens der Partei.

Es sei denn, Horst Seehofer hat eine solche Wut auf den „Königsmörder“ Söder, dass er allen sozialdemokratischen Forderungen nachgibt, um seinem Nachfolger einen möglichst großen politischen Scherbenhaufen zu hinterlassen. Gekränkte Egos sind oft unberechenbar.

Plus de profondeur

Découvrez le Lëtzebuurger Land en vous abonnant gratuitement durant un mois.

land@land.lu
www.land.lu
téléphone 485757-1

7,3

ticker

pour cent des 35 000 échanges d'informations (fiscales) sur demande, comptabilisés par la Commission européenne depuis 2013, étaient adressés au fisc luxembourgeois. L'Administration des contributions directes (ACD) se place ainsi en troisième position européenne, derrière l'Allemagne (15,1) et le Royaume Uni (10,8). Quant aux demandes provenant du Luxembourg, elles ne représentent que 0,1 du total européen. C'est peu, mais toujours plus que Chypre et Malte, dont les fiscs manquent apparemment de curiosité : 0,0 pour cent des demandes proviennent de ces deux centres *offshore*. Le document de travail de la Commission européenne précise néanmoins que « the percentages are rounded to one decimal » ; dans le meilleur cas, les deux îles pourraient donc être à l'origine de 0,09 pour cent des demandes européennes. D'après les rapports annuels de l'ACD, le nombre de demandes traitées serait en augmentation constante : passant de 590 cas (en 2013) à 965 (2016). La cause de cette hausse : l'échange des *rulings*. bt

Vanitas vanitatum



Dans sa newsletter de janvier, le Freeport du Findel annonce avoir obtenu l'étiquette Superdreckschést, « un label d'environnement et de gestion de déchets industriels et non-industriels ». Pas très glamour pour un port franc stockant les œuvres d'art, bijoux et vins rares des HNWI de la planète et qui avait été présenté comme dispositif clé du *private banking* de l'ère post-secret fiscal. Alors qu'en automne 2017, Yves Bouvier, l'actionnaire majoritaire du Freeport, avait cédé entreprise genevoise Natural Le Coultre, spécialisée dans le stockage et le transport d'œuvres d'art, les trois ports francs de Genève, Singapour et Luxembourg ne faisaient pas partie de la transaction. Le Genevois est pris au piège d'un rocambolesque imbroglio judiciaire qui l'oppose à l'oligarque russo-monégasque Dmitri Rybolovlev. (Il est également dans le collimateur du fisc suisse.) Du coup, Bouvier s'était retiré du CA du Freeport luxembourgeois en avril 2015. « Il est de notoriété publique que Monsieur Bouvier est éventuellement d'accord pour se séparer de ses actions, avait déclaré le président du Freeport (et ex-ministre

socialiste) Robert Goebbels, en avril 2016. Il cèdera comme bon lui semble et pour le prix qu'il négociera ». Bouvier ne semble pas pressé... bt

Iran vs US vs Clearstream

L'affaire judiciaire qui oppose la Banque centrale iranienne (basée à Téhéran ; photo : Sven Becker) aux États-Unis embarrasse. Le gouvernement luxembourgeois, qui tente de ménager ses bonnes relations avec l'Iran sans froisser le puissant « allié » historique américain. La place financière, qui tente de se donner l'image d'un « safe haven » pour capitaux. La Justice luxembourgeoise, qui se trouve projetée dans un improbable imbroglio diplomatique (*d'Land* du 17 mars 2017). Ce 10 janvier, la Cour d'appel a rejeté la demande iranienne de débloquer 1,6 milliard de dollars gelés sur les comptes de Clearstream et que réclament 101 victimes/héritiers des attentats du 11 septembre. La Cour confirme donc l'ordonnance de référé qui avait estimé en mars 2017 que l'affaire « nécessitait une analyse détaillée du fonctionnement du système Clearstream, laquelle dépasse les pouvoirs du juge des référés ». Il faudra donc attendre que le procès principal aboutisse.

Cette semaine, nouveau coup de théâtre : la banque centrale iranienne a déposé plainte contre Clearstream devant la Justice luxembourgeoise, comme l'a confirmé la Deutsche Börse, l'actionnaire de la chambre de compensation. L'Iran, qui se fait représenter par le cabinet Bonn, Steichen & Partners (BSP), veut récupérer ses 4,9 milliards de dollars, plus intérêts. Après un arrêté états-unien d'il y a quatre ans, 1,9 milliard de dollars appartenant à la banque centrale iranienne avaient été versés aux victimes d'un attentat à la bombe qui avait causé la mort de 241 *marines* en 1983 à Beyrouth. Dans un communiqué de presse de ce lundi, BSP écrit : « By the judicial action introduced in Luxembourg, the Central Bank of Iran is acting to protect its rights by simply asking remittal of its assets deposited in an account, and unduly blocked without a valid and legal basis by Clearstream. Bank Markazi has nothing to do with terrorism or financing of terrorist acts. To date no money judgment has been

duly issued against it by competent and impartial courts. As such the US judgments are not enforceable in Luxembourg. » bt



Jetzt aber dalli, dalli!

Nur zwei Länder, Deutschland und Österreich, haben bisher alle Vorschriften umgesetzt, damit die EU-Datenschutz-Grundverordnung am 25. Mai in Kraft treten kann. Das meldete die EU-Kommission am Mittwoch und mahnte die Nachzügler zur Eile. In Luxemburg liegt der entsprechende Gesetzentwurf, der die Verordnung in nationales Recht umsetzen soll, seit September dem Justizausschuss der Abgeordnetenkammer vor. Die Datenschutzkommission (CNPD) veröffentlichte Ende Dezember ihr Gutachten, das Gutachten des Staatsrats liegt noch nicht vor. Die Vorbereitungen bei der CNPD laufen indes auf Hochtouren. Die Webseite wurde generalüberholt und ist bereits am Start. Die Datenschützer haben sich zudem ein Schattenorganigramm gegeben, um die zahlreichen Aufgaben und Kompetenzen intern zu organisieren und die Anforderungen der Datenschutz-Grundverordnung zu erfüllen. Für 2018 wurden 15 neue Stellen für die Kommission vom Staat bewilligt, eine Ausschreibung soll dieses Wochenende erfolgen. „Wir wären froh, wenn wir ein erster Phase zehn neue Mitarbeiter bekämen“, so Thierry Lallemand von der CNPD. Derzeit arbeiten rund 20 Leute in der Kommission. ik

Bitcoin

BitFlyer, la plateforme d'échange japonaise de crypto-monnaies, est la deuxième firme active dans le business des bitcoins à recevoir un agrément de la CSSF. (La première fut Bitstamp.) C'est ce qu'a annoncé cette semaine le ministre des Finances, Pierre Grame-gna (DP). Alors que le cours des

bitcoins vient de s'effondrer (de nouveau) et que certains gouvernements (dont ceux de la Corée du Sud et de la Chine) veulent fermer les plateformes d'échange, le gouvernement luxembourgeois continue sur sa voie définie en février 2014 : attirer les crypto-monnaieurs, mais dans un cadre régulé. Cela fait presque quatre ans, que, lors de leurs voyages de prospection, le Premier ministre et son ministre des Finances distribuent des cartons d'invitation aux crypto-monnaieurs de New York à Tokyo. Si de nombreux acteurs de la nébuleuse bitcoin auront établi une antenne au Luxembourg, la CSSF, consciente des « risques réputationnels » qu'ils font courir au Luxembourg, aura été lente à délivrer les agréments. Le régulateur luxembourgeois demande la soumission à la lourde et intriquée réglementation financière. Pour lancer une plateforme au Luxembourg, le minimum requis en personnel est ainsi fixé à trois : deux *managing directors* et un *compliance officer*. En cas de scandale, les autorités luxembourgeoises auront ainsi quelqu'un sous la main à envoyer en prison. bt



17 283

c'est le nombre de demandeurs d'emploi au 31 décembre 2017. Sur une année, cela constitue une baisse de 839 personnes (-4,6 pour cent). Le taux de chômage reste donc en-dessous de la barre des six pour cent, à 5,8 pour cent. Ce sont surtout des demandeurs d'emploi jeunes (-8,6 pour cent) et peu qualifiés (-7,6 pour cent) qui profitent de cette embellie, tandis que le taux de chômage des personnes de plus de 45 ans reste stable (-1 pour cent) et que celui des diplômés augmente (+3 pour cent). Au cours du mois de décembre 2017, les employeurs ont déclaré 2 122 postes vacants à l'Adem, soit 8,7 pour cent de plus qu'en décembre 2016. L'analyse fine des données de l'Adem rappelle que l'inégalité est aussi un

phénomène géographique : tandis que le canton de Luxembourg (172 300 habitants) compte 4 783 personnes inscrites à l'Adem, ce nombre est de 6 483 dans le canton d'Esch-sur-Alzette (164 600 habitants). bt





Le projet de Fage vire au bras de fer entre ministères de l'Environnement et de l'Économie

Bernard Thomas

Athènes/Strassen Le 2 octobre 2012, le principal producteur de yaourt grec, Fage (prononcez Fa-yé), annonce le transfert de son quartier général d'Athènes vers Strassen. Les journaux grecs parlent d'un « coup de tonnerre », d'un manque de « patriotisme » et s'indignent de ce que Fage paie désormais ses impôts au Luxembourg. Dans le communiqué officiel annonçant le départ, le PDG de l'entreprise, Athanassios Filippou, évoque un « corporate restructuring, which builds on our Greek heritage. » L'hebdomadaire centriste *Proto Thema* commente amèrement : « Il serait intéressant d'entendre Filippou expliquer ce que notre héritage grec a à voir avec le Luxembourg. » Symboliquement, la fuite de Fage, depuis un demi-siècle un *household name* en Grèce, comparable à Luxlait au Grand-Duché, constitue un choc. Au patronat grec, elle fournit accessoirement un argument contre les hausses d'impôt : « l'instabilité fiscale », combinée au risque d'une arrivée au pouvoir de Syriza (classé alors à l'extrême gauche), forcerait les entreprise à délocaliser leur siège.

Pour le quotidien de centre-gauche *To Vima*, la « coupure du cordon ombilical » devrait d'abord rassurer les banques internationales et les détenteurs d'obligations auprès desquels la firme se finançait. (Fin 2016, son endettement consolidé s'élèvera à 415 millions de dollars.) Frappé de taux d'emprunts exorbitants et exposé au risque d'une dégradation par les agences de notation, Fage était pénalisé par le simple fait d'être grec. Face au *Washington Post*, Filippou présentait le déménagement comme une évidence : « It was a natural thing to do. The unnatural thing to do was to keep the headquarters in Greece ». Or, la question que commentaient à se poser les Grecs à partir de l'automne 2012 était : Comment reconstruire une économie lorsque les fleurons nationaux sont déjà partis...

« Eigentlich unmoralisch » Ce que Flippou ne disait pas, c'est que, en septembre 2012, Fage avait fait enregistrer sa propriété intellectuelle au

Grand-Duché. La multinationale du yaourt était à ce moment une des 260 firmes à utiliser l'arme de défiscalisation massive qu'était l'IP-box. Lastuce était simple, une opération typique de *profit shifting* direction juridiction luxembourgeoise : créer une société boîte-aux-lettres et y transférer la propriété intellectuelle, puis verser à cette entité des *royalties* en échange de l'utilisation de la marque et du logo. Ces revenus seront alors exonérés à 80 pour cent par l'Administration des contributions directes. (Le fisc américain jugera le montage de Fage abusif et obtiendra 10,4 millions de dollars en arriérés d'impôts.) L'IP-box fut abolie en décembre 2015, mais Fage pourra continuer à profiter du régime jusqu'en 2021, lorsque prend fin la généreuse phase transitoire. (Dans son dernier rapport annuel, Fage International SA indique avoir payé 24 000 dollars en « income tax » au fisc luxembourgeois en 2016.)

Au Luxembourg, à part une brève notice dans un ou deux quotidiens, l'arrivée du numéro 1 du yaourt grec était passée inaperçue. Interrogé en décembre 2012 par le mensuel *Forum*, le Premier ministre Jean-Claude Juncker (CSV) disait « ne pas connaître ce cas précis ». Il ne pourrait donc « pas juger si un *tax ruling* ou une optimisation fiscale ont constitué la raison décisive pour ce changement. » Le président de l'Eurogroupe dissertait sur la justice fiscale en général : Il serait « eigentlich unmoralisch » qu'au moment où « beaucoup de petites gens en Grèce souffrent réellement de la rigueur budgétaire, de grandes fortunes trouvent très facilement le chemin vers l'étranger ». Mais cet argent irait surtout vers « l'Allemagne ou Londres », le Luxembourg n'en serait pas « la destination principale ».

« Nous ne faisons pas de cannibalisme » En 2016, Fage réalisait 85 pour cent de ses ventes (chiffre d'affaires : 648 millions de dollars ; profit : 14,7 millions) en-dehors de la Grèce. Ses principaux marchés se trouvent désormais aux

États-Unis, en Italie et au Royaume-Uni. Depuis 2008, une usine de yaourt à Johnstown (État de New York) produit 160 000 tonnes de yaourt par an pour la marque. Fage est donc une entreprise multinationale, son lien avec la Grèce de plus en plus ténu. « Reduced disposable income and discretionary spending by our Greek customers have resulted in reduced sales of our products in the Greek market », écrit Fage dans son dernier rapport annuel. Certains grossistes et supermarchés grecs seraient incapables de payer leurs factures. « In an effort to reduce our credit exposure to delinquent clients, we have decided to reduce, and in some instances even stop, sales to less creditworthy clients. » Sur les trois dernières années, la part grecque dans le total des ventes réalisées par Fage passe de 23,5 à 15,1 pour cent.

Le 31 mai 2016, Fage cesse la commercialisation de lait frais en Grèce. La firme vend sa laiterie dans le village d'Amyntaio, situé en Macédoine occidentale, une des régions les plus pauvres du pays. Deux mois plus tard, des membres de la famille Filippou, propriétaire de l'entreprise en troisième génération, tiennent une conférence de presse boulevard Royal, en compagnie du ministre de l'Économie luxembourgeois, Etienne Schneider (LSAP). Ils y annoncent un investissement de cent millions d'euros pour une nouvelle fabrique à la pointe de la technologie au Grand-Duché, cent nouveaux emplois à la clef. Un « ministre heureux » annonce que l'usine se situera dans la zone industrielle Wolser, entre Bettembourg et Dudelange. (Initialement prévue pour la fin 2018, la date d'ouverture a été repoussée d'une année.)

Les managers grecs hésitaient entre le Luxembourg et les Pays-Bas. Ils seront épatés par les chemins courts. Mais ce qui aura fini par faire la différence, ce sont les quinze hectares de terrains étatiques que leur propose le gouvernement. Connecté au réseau routier, ferroviaire et électrique, le site est idéal. Le terrain « a été mis à disposition dans le cadre de notre politique de développement usuelle », dit Patrick Nickels, chargé de la direction générale industrie, logistique et infrastructures au ministère de l'Économie. En emphytéose ou en pleine propriété ; et à quel prix ? Le haut fonctionnaire en charge du dossier ne veut en dire plus.

En 2012 encore, le PDG de Fage garantissait au *Washington Post* qu'il n'existait aucun plan pour déménager la production hors du pays : « Le gain du Luxembourg ne sera pas une perte pour la Grèce ». Le secteur laitier grec craint aujourd'hui que le projet à Bettembourg, avec sa capacité de production annuelle de 40 000 tonnes de yaourt, ne sonne le glas de la dernière unité de production que Fage entretient en Grèce. Inaugurée en 1975, l'usine à Metamorfofi (Attique) exporte actuellement des yaourts à travers toute l'Europe. Après l'accaparement de recettes fiscales, le Luxembourg siphonnera-t-il les emplois d'un État membre où le taux de chômage dépasse les vingt pour cent ?

« Nous ne faisons pas de cannibalisme ici ! » s'exclame Patrick Nickels. Selon le haut fonctionnaire, Fage ciblerait « de nouvelles parts de marché en France, en Allemagne et dans les pays Benelux ». Et d'assurer : « Il n'y aura pas d'effets sur la fabrique grecque existante. » Dans ses documents officiels, la multinationale du yaourt écrit que le futur site de Bettembourg devrait « compléter » celui de Metamorfofi. La fabrique luxembourgeoise viserait « die Entwicklung des europäischen Marktes, der bislang ausschließlich von den Molkereien in Griechenland bedient [sic] », lit-on dans un dossier transmis aux autorités communales en 2016.

« Raw materials » Pour produire 40 000 tonnes de yaourt par an, Fage aura besoin de quelque 180 000 tonnes de lait, soit la moitié de la production du Luxembourg. Entre 2013 et 2016, en anticipation de la fin des quotas, les paysans luxembourgeois avaient lâché le frein, la production laitière passant de 296 000 à 376 000 tonnes. Ce produit blanc est balancé sur le marché international aux prix qui y ont cours. Même Luxlait écoule les deux-tiers de sa production à l'étranger, sans la transformer elle-même en produits finis et ainsi créer une plus-value. Alors que l'absurdité du gigantisme agraire est de plus en plus manifeste, l'arrivée de Fage ressemblait à un deus ex machina, annulant toutes les contradictions. Les « paysans-entrepreneurs » rêvant à des étables pour un demi-millier de vaches finiraient-ils par avoir raison ; du moins économiquement parlant ?

Fabrique de yaourt à Bettembourg : tragédie grecque ou farce luxembourgeoise

Des « discussions » seraient en cours avec Luxlait, avait dit le directeur opérationnel de Fage lors de la conférence de presse, fin juillet 2016. Il s'agirait d'« une opportunité pour la production locale », promettait-il. Mais il restait vague sur les détails, comme la politique de prix d'achat. Interrogé cette semaine par le *Land*, John Rennel, le président de la coopérative laitière Luxlait, dit qu'il n'y a pas eu de « contacts officiels » avec Fage ; seulement une visite de la laiterie. « Mir maachen onse Match, si maachen hiren ». Une présence industrielle au nord de l'Europe donnera à Fage un meilleur accès aux principaux pays producteurs. (En Grèce, où le prix du lait compte parmi les plus élevés d'Europe, les paysans sont donc peu rassurés.) Mais bien qu'Etienne Schneider (LSAP) estimait ce jeudi sur *RTL-Radio* que la fabrique de yaourt « ne pouvait qu'aider les paysans », Fage achètera très probablement sur le « spot market ». Dans son rapport annuel, on lit ainsi : « Raw materials are purchased from multiple suppliers in the United States, Greece and other parts of the European Union, and we are not dependent on any single supplier ». Plus loin, Fage International précise : « We do not have any long-term written supply contracts ». Pas exactement une bonne base pour une collaboration durable avec des producteurs locaux.

« Si hunn misse schlécken » Pour éviter une contamination microbiologique, les cuves de la fabrique de yaourt devront être régulièrement rincées et nettoyées. Lorsque l'usine à Bettembourg fonctionnera à pleine capacité, elle engloutira environ 900 000 mètres cubes d'eau par an, soit trois pour cent de la consommation nationale ou l'équivalent d'une ville de la taille de Dudelange. La fabrique sera directement reliée au réseau du Syndicat des eaux du sud (SES) et bénéficiera, comme toutes les entreprises situées dans une zone industrielle à caractère national, d'un tarif préférentiel. Fage ne paiera donc que 1,45 euros le mètre cube, au lieu d'un prix de plus de deux euros qui s'appliquerait si elle devait passer par l'intermédiaire de la commune.

Pour couvrir ces nouveaux besoins, le SES doit acheter des capacités supplémentaires auprès du Syndicat des eaux du barrage d'Esch-sur-Sûre (Sebes), ce qui a conduit à une hausse des prix de 25 pour cent à partir de ce 1^{er} janvier pour les ménages habitant Bettembourg. Dans son récent avis (négatif) sur l'étude d'impact environnemental soumise par Fage, le conseil échevinal s'insurge de ce que « les habitants des 22 communes du SES [...] devraient payer pour la production industrielle ». (L'avis de Dudelange devrait sortir la semaine prochaine.) Or ces avis n'ont pas de force contraignante. S'agissant d'une zone industrielle à caractère national, le ministère de l'Économie pourra, via un plan d'occupation des sols, passer outre les résistances locales.

Une fois usées, les centaines de milliers de mètres cubes d'eaux usées devront passer dans une station d'épuration qui sera construite sur le site industriel... avant de couler dans l'Alzette. Or, comme le rappelle le directeur de l'Administration de la gestion de l'eau, Jean-Paul Lickes, même la station la plus performante laissera toujours passer des résidus de pollution. Déjà en état critique, le petit fleuve sera-t-il à même d'absorber une charge de pollution biologique supplémentaire ? Il n'y

aurait pas eu de « gentlemen's agreement » avec le bureau d'ingénieurs mandaté par Fage, assure Lickes. La négociation aurait été « knallhaart » et les valeurs limites fixées seraient « sévères » : « Si hunn misse schlécken, wéi se dat gesinn hunn ». Or Lickes ne cache pas que le projet Fage le met dans une « situation *tricky* » : « Il faut se poser la question ce qui est encore tolérable, de ce qu'on peut encore ajouter... »

« Bravo, Genosse Schneider ! » À dix mois des élections, la fabrique de yaourt est devenue une surface de projection politique ; symbole de « diversification économique » pour le LSAP et de « croissance sauvage » pour les Verts. Ne voulant troubler la discipline de coalition au niveau national, les Verts commencent leur contre-offensive au niveau local. En août 2016, dans une lettre écrite au nom du conseil échevinal de Bettembourg, l'échevine et députée verte Josée Lorsché estimait que « le marché laitier luxembourgeois devrait miser sur l'agriculture luxembourgeoise et régionale au sein de PME et pas sur de grandes multinationales d'origine américaine [sic]. »

Le débat est entretemps arrivé au niveau gouvernemental. Il y a deux mois, le ministre du Développement durable et des Infrastructures, François Bausch (Déi Gréng), accusait le projet de « ne pas être compatible avec la stratégie Rifkin ». Un an et demi après l'annonce de la venue de Fage, ce tacle tardif confirmait que la campagne électorale était lancée, et que les Verts comptaient la mener sur la croissance et son prix caché. (Un débat qui risque de rapidement déraiper et de passer de la critique écologiste aux réflexes Nimby, voire aux obsessions identitaires.) Dans un article paru ce mercredi dans le *Wort*, la ministre à l'Environnement, Carole Dieschbourg (Déi Gréng), en remettait une couche : « Elle considère comme moins réussie le développement dans le domaine de la politique de l'industrialisation et de la diversification », y lit-on. Peu amusé, Etienne Schneider annonçait le lendemain matin sur *RTL-Radio* qu'il n'allait pas manquer de dire son opinion aux collègues-ministres lors du prochain conseil de gouvernement.

« Nous ne pouvons continuer à faire la promotion économique des dernières années et accepter toutes les entreprises qui veulent s'installer au Luxembourg, dit le ministre Bausch au *Land*. Et qu'on ne me sorte pas l'argument : 'On ne peut empêcher une entreprise de venir'. Car on a tout fait pour que Fage s'implante au Luxembourg. Alors que des PME ont du mal à trouver des terrains, on donne ici quinze hectares à une entreprise qui n'entre même pas dans la stratégie de diversification que nous nous sommes donnée. Et tout ça pour une entreprise où travailleront au final très peu de gens issus du marché de travail luxembourgeois ; les postes seront probablement occupés à cent pour cent par des frontaliers... »

Raison d'État oblige – le sujet ouvrant sur la place financière – ni Bausch, ni Lorsché, ni Dieschbourg ne mettent l'accent sur la question de la solidarité européenne. Il fallait pour cela attendre la prise de position des Verts de Dudelange publiée sur leur site ce mercredi. Intitulée « Wenn ein Minister Quark über Joghurt erzählt », elle fut rédigée par le franc tireur, ex-député et nouveau conseiller communal Robert Garcia, et se conclut par : « Steuerflucht in ein Steuerparadies und Verlagerung von Arbeitsplätzen aus dem Armenhaus Europas in das reichste Land der Welt : wenn das die internationalistische Solidarität ist, na denn : bravo, Genosse Schneider ! »

Patrick Nickels ne comprend pas ces critiques. « Si nous ne voulons pas devenir une économie casino, nous devons établir des entreprises industrielles dans ce pays. Ici, nous sommes dans un cas de figure que nous promouvons depuis des décennies : intensif en capital plutôt qu'en travail. Fage investit plus d'un million d'euros par ouvrier. » (Ce qui explique que le salaire minimum luxembourgeois n'était pas un élément dissuasif aux yeux des Filippou.) Après tout, le yaourt serait un « produit on ne peut plus naturel » : « Il faut que quelqu'un qui n'est pas de mauvaise foi m'explique pourquoi ce ne serait pas durable ». Le débat autour du dossier Fage vire au bras de fer entre administrations. Après avoir réussi à peser dans un ministère de l'Agriculture historiquement dominé par la Centrale paysanne, le ministère de l'Environnement parviendra-t-il à gagner en influence dans un ministère de l'Économie structurellement *business-friendly* ? Étant donné les capitaux en jeu, c'est peu probable.

Six ans après son Grexit fiscal, le producteur de yaourts Fage s'implante sur les rives de l'Alzette

Le dynamisme économique de l’Asie bouleverse l’équilibre mondial

Changement de monde

Georges Canto

La hiérarchie des puissances économiques mondiales est bousculée et le sera encore dans les années à venir, selon le Centre for Economics & Business Research (CEBR), un institut britannique qui a publié le 26 décembre sa neuvième étude annuelle, portant sur 192 pays. En cause, le dynamisme économique de l’Asie. En 2032, la Chine sera devenue la première puissance mondiale en termes de PIB exprimé en dollars courants, dépassant les États-Unis en 2030. À noter que, selon un document publié par le FMI, le PIB chinois exprimé en parité de pouvoir d’achat avait dépassé celui des États-Unis dès la fin 2014.

En 2032, la Corée du sud et l’Indonésie auront fait leur entrée dans le Top 10, dont sortiront l’Italie et le Canada pourtant membres du G8, tandis que Taïwan, la Thaïlande, les Philippines et le Pakistan figureront dans le Top 25. Le CEBR s’attend à ce que l’Inde, septième en 2017, s’installe à la cinquième place mondiale dès 2018 en dépassant le Royaume-

Uni et la France, et que dans quinze ans elle se hisse au troisième rang devant le Japon et l’Allemagne.

De fait, l’année dernière, alors que la croissance mondiale a été de 3,6 pour cent, la Chine et l’Inde, malgré un net ralentissement ont fait respectivement + 6,8 et + 6,7 pour cent, des taux également atteints ou approchés par le Vietnam, le Cambodge et les Philippines.

En 2018, selon les prévisions convergentes du FMI et de l’OCDE, la zone Asie-Pacifique devrait connaître une croissance de 5,4 pour cent, très au-dessus de la moyenne mondiale (3,7 pour cent), de celle de la zone euro (2,1 pour cent) et de celle des pays de l’OCDE, réputés les plus riches de la planète (2,4 pour cent).

Entre autres effets positifs, la croissance économique a permis une réduction énorme de la grande pauvreté. En 1981 près de 85 pour cent des personnes vivant avec moins de 1,90 dollar par jour (soit 1,6 milliard sur 1,9 milliard) habitait en Asie du sud et de

l’est. Cela représentait 55 pour cent de la population en Asie du sud et 80 pour cent en Asie de l’est, pour une moyenne mondiale de 42 pour cent. En 2013, les pays de cette région du globe réunissaient toujours 323 millions de personnes très démunies, mais cela ne pesait plus que quarante pour cent des pauvres dans le monde. Leur proportion dans la population totale est tombée à 14,7 pour cent en Asie du sud (soit une personne sur sept, ce qui reste préoccupant) et à seulement 3,7 pour cent en Asie de l’est.

Les pays de l’Asie émergente possèdent des atouts très différents les uns des autres. Ils ont néanmoins un facteur de croissance commun, qui a longtemps été leur principal handicap : leur dynamisme démographique, parfaitement illustré par la proportion des moins de quinze ans dans la population totale.

En Asie du sud, elle s’élève à 29 pour cent pour une moyenne mondiale de 26 pour cent. C’est pratiquement le double de ce que l’on connaît dans l’UE (quinze pour cent). Des pays comme le Pakistan, les Philippines et le Laos, entre autres, enregistrent des chiffres supérieurs à trente pour cent. En Asie de l’est et dans le Pacifique, en excluant les pays aux revenus les plus élevés, elle est encore de 21 pour cent. Malgré la pression démographique, ou grâce à elle, les pays d’Asie arrivent à maintenir le chômage à de faibles niveaux (quatre pour cent en Chine et en Corée du sud, 3,4 pour cent en Inde) même si les statistiques de l’emploi prêtent beaucoup à discussion.

Plusieurs pays de la région ont également fait un gros effort d’éducation : selon l’Unesco qui a scruté 76 pays du monde (mais très peu en Asie) le pourcentage des jeunes de 25 à 29 ans qui ont fait au moins quatre ans d’études supérieures était en 2014 de 20 à 25 pour cent en Chine, en Inde, au Pakistan et aux Philippines, des chiffres tirés vers le haut par les catégories favorisées : en Chine et aux Philippines plus de la moitié des jeunes aisés étaient dans ce cas, et 45 pour cent en Inde. Ils font souvent leurs études en Europe et aux États-Unis, où ils forment parfois de « gros bataillons » dans les universités. Comme conséquence, le CEBR estime que « l’influence politique suivra inévitablement cette évolution et les anciennes économies en développement auront vraisemblablement un poids accru dans les instances mondiales et les relations bilatérales ».

La première ombre au tableau touche au niveau de vie des populations et aux inégalités. Il existe d’importantes disparités de niveaux de vie entre les pays d’Asie. Parmi les pays peuplés, le Japon et à moindre titre la Corée du sud bénéficient de l’ancienneté de leur développement. Selon la Banque mondiale, en dollars courants de 2016, le PIB par habitant s’élevait à 38 900 au Japon, un niveau intermédiaire entre celui de l’Allemagne (42 070) et celui de la France (36 855). Il était plus faible en Corée du sud (27 600 dollars) mais ce montant reste enviable, car deux fois supérieur à la moyenne de l’Europe de l’est par exemple. En revanche le niveau de vie est

Les patrons indiens gagnent 229 fois le salaire moyen local, ce qui place l’Inde en deuxième position mondiale après les États-Unis (265 fois). Ce rapport est de 152 en Suisse, 136 en Allemagne et de 20 en Norvège

bien plus faible en Chine : avec 8 123 dollars par personne et par an, il était sept fois inférieur à celui des Américains et 4,3 fois plus faible que celui des habitants de la zone euro.

L’Asie du sud est encore moins bien lotie avec un PIB par habitant de 1 636 euros seulement. Les Thaïlandais font presque figure de nantis dans la région, avec 5 910 dollars par habitant, un niveau supérieur des deux tiers à celui des Indonésiens (3 570), 2,7 fois supérieur à celui des Vietnamiens (2 214) et trois fois et demi supérieur à celui des Indiens (1 710) ! Ainsi l’Inde, cinquième puissance mondiale en 2018 et troisième dans quinze ans est-elle un des pays les plus pauvres de la région, en termes de niveau de vie, juste devant le Myanmar, le Pakistan, le Cambodge et le Bangladesh qui se situent entre 1 200 et 1 400 dollars.

Pourtant il est reconnu que se constitue dans les pays de l’Asie émergente une importante classe moyenne avide de consommation et dont les dépenses sont précisément un fort moteur de la croissance. Comment peut-elle exister avec un PIB par habitant aussi faible ? En fait cet indicateur (qui, par ailleurs, est mesuré par le CEBR en dollars courants et non en parité de pouvoir d’achat) n’est qu’une moyenne qui n’a peut-être pas grand sens dans des sociétés très inégalitaires. Ainsi dans une étude publiée par Bloomberg le 28 décembre, on peut lire que les patrons indiens gagnent 229 fois le salaire moyen local, ce qui place l’Inde en deuxième position mondiale après les États-Unis (265 fois). Par comparaison en Europe le rapport est de 152 en Suisse, 136 en Allemagne et de 20 en Norvège ! Dans le même temps, vingt pour cent de la population indienne vit en-dessous du seuil de pauvreté.

Autre inquiétude, plusieurs économies dominantes de la zone Asie sont affectées d’un phénomène de vieillissement de leurs populations, selon la Banque Mondiale. Le cas le plus connu, le plus ancien et le plus préoccupant est celui du Japon, avec une proportion de personnes âgées de plus de 65 ans qui a atteint 27 pour cent en 2016 alors que la moyenne de la zone était de dix pour cent. Parmi les « émergents » Hong-Kong (seize pour cent), la Corée du sud (treize) et Singapour (douze) se rapprochent ou dépassent le niveau des Etats-Unis (quinze pour cent). Mais la Chine commence aussi à être concernée car la proportion de seniors y atteint déjà 10,2 pour cent contre 6,3 vingt ans plus tôt.

Enfin le risque géopolitique est important dans la région, ce qui pourrait affecter son développement. Aux conflits possibles entre États voisins (les deux Corées, l’Inde et le Pakistan) s’ajoutent les troubles ethniques, religieux et sociaux à l’intérieur de certains pays (Myanmar, Inde, Indonésie). La corruption est omniprésente : dans le rapport 2017 de Transparency International, on peut lire que « la majorité des pays d’Asie et du Pacifique se situent dans la moitié inférieure de l’indice de perception de la corruption ». 19 des 30 pays de la région ont obtenu une note inférieure à 40 sur 100. Des mauvaises performances qui « peuvent être attribuées à des gouvernements irresponsables, au manque de supervision, à l’insécurité et à la réduction de l’espace pour la société civile. Les scandales de corruption très médiatisés, en plus des problèmes quotidiens de corruption, continuent de saper la confiance du public dans le gouvernement, les avantages de la démocratie et la primauté du droit ».

Un eldorado pour la gestion privée

Le Japon, la Chine et l’Australie sont les trois pays de la zone Asie-Pacifique qui figurent dans le Top 10 du plus grand nombre de « riches » (personnes détenant plus d’un million de dollars en actifs financiers) selon l’édition 2017 du World Wealth Report de Capgemini. On y compte 4,3 millions de personnes pour une fortune totale de 13 600 milliards de dollars. Les autres pays de « l’Asie émergente » se rapprochent du Top 10 en effectifs, notamment l’Inde (219 000 personnes) et la Corée du sud (208 000). Entre 2015 et 2016, ces deux pays ont connu, tout comme la Chine, une augmentation de huit à neuf pour cent du nombre de riches, supérieure à la moyenne mondiale de 7,5 pour cent. Mais la croissance a été encore plus rapide en Indonésie (+ 13,7), en Thaïlande (+ 12,7) et à Taïwan (+ 11,9). Ce marché potentiel fait saliver toutes les banques de gestion privée du « Vieux Monde ». gc

Chronique Internet

Off-Chain

Jean Lasar

Une des faiblesses notoires des principales blockchains utilisées aujourd’hui dans le monde est leur capacité limitée. Sur celle du bitcoin comme sur Ethereum, impossible d’enregistrer plus d’une dizaine de transactions par seconde. Cette limitation freine fortement l’essor des innombrables projets qui entendent capturer le potentiel de cette technologie dans un maximum de domaines, de la fintech à l’humanitaire en passant par les registres distribués ou les marchés prédictifs. Car il faut se rendre à l’évidence : tant qu’il reste difficile, voire impossible d’augmenter de manière fiable le rythme des transactions traitées par la chaîne de blocs, ces projets risquent de rester lettre morte. C’est pourquoi les développeurs de l’univers crypto consacrent beaucoup d’énergie à mettre au point des solutions pour surmonter ce goulet d’étranglement. Ce qu’on appelle « Off-Chain » consiste à mettre en place une infrastructure qui est distincte de la blockchain tout en lui étant intimement associée, capable d’un débit suffisamment élevé pour pouvoir envisager les milliers de transactions par seconde requis pour des usages « universels » tels que les systèmes de paiement. En même temps, pour être viable, cette solution ne doit pas renoncer au caractère décentralisé de la technologie, un des principaux garants de son caractère infalsifiable et donc de la confiance que ses utilisateurs sont susceptibles de lui vouer.

La blockchain s’apprête à passer à la vitesse supérieure

Un des projets les plus prometteurs dans le domaine de l’Off-Chain est Lightning Network, liée à la blockchain Bitcoin, qui mène en ce moment pour la première fois des essais portant sur des tokens « réels ». Certes, il ne s’agit que de l’équivalent de quelques milliers de dollars pour l’instant. Mais si ces essais venaient à confirmer le caractère opérationnel et fiable de la plateforme, il faudrait revoir de fond en comble la façon dont nous voyons la blockchain : de technologie innovante mais pataude, elle deviendrait révolutionnaire et suffisamment agile pour devenir aussi universelle que la paire de protocoles TCP/IP qui a permis à Internet de devenir ce qu’il est aujourd’hui. C’est d’ailleurs l’analogie qu’utilisent les promoteurs de Lightning pour expliquer son fonctionnement : si la blockchain représente l’infrastructure physique du Net, Lightning y ajoute avec les nodes (« Lightning Nodes ») les adresses IP (qui servent à échanger des paquets de données entre adresses uniques présentes sur Internet), et des canaux (« Lightning Channels ») comparables aux flux de type TCP (*transmission control protocol*) qui régulent le trafic entre adresses IP. À la différence qu’au lieu de données, ce sont des transactions qui sont véhiculées entre les points du réseau.

Deux intervenants souhaitant mener entre eux des transactions libellées dans le *token* d’une blockchain les réalisent à l’aide de cette architecture, qui repose sur des *smart contracts* de point à point recensés sur la blockchain mais dont le contenu est géré à part. Ces deux intervenants peuvent mener des transactions multiples dans ces *smart contracts*, sans que le résultat ne soit nécessairement enregistré à chaque fois sur la blockchain. Toutefois, chacun d’entre eux peut à tout moment choisir de clore le *smart contract* et d’en consigner l’état final sur la blockchain, qui intervient à ce moment-là comme arbitre. Ce réseau est donc un écheveau décentralisé de relations transactionnelles établies à la demande entre participants. Outre sa capacité de monter en échelle, il est aussi présenté comme étant compatible avec différentes blockchains pour autant que celles-ci partagent les mêmes fonctions cryptographiques de *hash* (calcul d’empreinte).

Les solutions telles que Lightning ou Raiden, une architecture off-chain adossée à Ethereum, présentent l’avantage de ne pas requérir de grandes quantités de confiance entre participants : le fait que chaque partie d’un *smart contract* puisse à tout moment le clore étale le risque. Leur structure décentralisée permet de conserver les avantages inhérentes à la blockchain. On peut donc espérer que c’est donc grâce à une telle couche ajoutée à son architecture de base que la blockchain pourra prochainement passer à la vitesse supérieure.



En Chine, la proportion de seniors atteint 10,2 pour cent, contre 6,3 pour cent il y a vingt ans

Ein radikaler Lösungsansatz für bezahlbaren Wohnraum

Den Grundbesitz dem Staat

Gerry Stoll

Vor den Kommunalwahlen im Oktober haben sich wieder einmal alle Parteien praktisch unisono für bezahlbaren Wohnraum in Luxemburg stark gemacht. In den Wahlprogrammen zu den Parlamentswahlen dieses Jahr wird sich dieser Punkt sicherlich ebenfalls wiederfinden. Und trotzdem werden sehr wahrscheinlich alle Parteien, die auf Landesebene oder in den Gemeinden das Sagen haben, genauso wie bisher gegen diesen Wunschgedanken arbeiten.

Will man das Problem lösen, geht es in erster Linie darum, die Landspekulation zu unterbinden, an der sich der Staat als größter Akteur beteiligt. Das künstliche Anlocken von Google ist dafür in zweierlei Hinsicht ein Musterbeispiel. Zum einen bot der Staat 1,7 Millionen Euro pro Hektar (17 000 Euro pro Ar) für Land, das im Flächennutzungsplan (PAG) der Gemeinde als unerschlossenes Grünland ausgewiesen ist. Dadurch wird die Spekulation auf Grundbesitz außerhalb und innerhalb der Bauperimeter maßlos angeheizt. Welcher Landwirt wird sich in Zukunft nicht auf dieses Angebot beziehen?

Zum anderen zeigt das Scheitern der einen Google-Variante in Roost/Bissen eine weitere Problematik, die das Angebot von Land reduziert und dadurch die Preise antreibt. Und zwar hat ein Landwirt dem Verkauf seiner Ländereien angeblich nicht zugestimmt, weil er den Veräußerungsgewinn unter Geschwistern hätte aufteilen müssen. Bis 2009 galt nach Artikel 832-4 des *Code civil* für die Teilung eines landwirtschaftlichen Betriebes durch Erbschaft eine Frist von zehn Jahren (beziehungsweise von 20 Jahren innerhalb des Bauperimeters). Ein bei einem Verkauf von Grundbesitz erzielter Mehrerlös muss unter den Erben aufgeteilt werden. 2009 wurde die Karenzzeit auf 25 Jahre erhöht. Die Erbschaft im Falle Roost wurde angeblich vor weniger als 25 Jahren unterschrieben, und somit wäre der Veräußerungsgewinn unter Geschwistern aufzuteilen gewesen. Deshalb soll der Landwirt dem Verkauf nicht zugestimmt haben. Dieses Beispiel zeigt, dass eine Regelung, die das Fortbestehen landwirtschaftlicher Betriebe sichern soll, den negativen Effekt hat, das Landangebot zu reduzieren, und somit die Preisspirale antreibt.

Unsere Landwirte gehören einerseits immer noch zu den größten Landbesitzern. Andererseits hat das besagte Erbschaftsgesetz zur Nebenwirkung, dass immer mehr Landbesitz in den Händen von immer weniger Landwirten konzentriert wird. Diese Konzentration wird zusätzlich durch zahlungskräftige Bauherren unterstützt, die im ganzen Land Grundbesitz aufkaufen, um Kompensationsflächen für anstehende Bebauungsprojekte anbieten zu können. Eine weitere Gruppe, bestehend aus den Erben der im vorigen Jahrhundert entstandenen Unternehmens-Bourgeoisie, wurde im *Land* vom 25. November 2016 im Artikel „Rentiers & Héritiers“ von Bernard Thomas eingehend beschrieben. Mit einer der Erbschaftssteuer gegenüber freundlichen Gesetzgebung und ausreichend Schlupflochern zur Minimierung der Veräußerungsgewinne liefert die Politik einen weiteren Beitrag zur Spekulation auf dem Immobilienmarkt.

Die Subventionspolitik, die nunmehr seit Jahrzehnten in der Landwirtschaft mit dem lobenswerten Ziel praktiziert wird, eine Lebensmittelproduktion in Luxemburg aufrechtzuerhalten, trägt ebenfalls zur Verringerung des Angebotes an Grundbesitz bei. Weniger wirtschaftlich arbeitende Betriebe hätten ohne Beihilfen Land veräußern müssen, um überleben zu können. Es ist richtig, dass man einem Wirtschaftszweig mit einer Subventionspolitik über eine schwierige Zeit hinweghilft, um eine Neuausrichtung und somit ein Überleben zu ermöglichen. In einer Welt, in der ein Drittel der Bevölkerung Hunger leidet, hat man es in Luxemburg aber nicht erreicht, dass die Landwirtschaft mit der Produktion von überlebenswichtigen Gütern ein auskömmliches Einkommen erwirtschaften kann. Damit gilt die landwirtschaftliche Subventionspolitik als gescheitert. Wird nun aber der Bauperimeter willkürlich erweitert, so wird die entsprechende Fläche von heute auf morgen um das Zig-fache aufgewertet, ohne dass der Landwirt Beihilfen, die er auf der Fläche erhalten hat, zurückerstatten muss.

Unsere Landwirte, die hiesigen Baulöwen und die Luxemburger Immobilienbourgeoisie werden diese Ausführungen übelnehmen. Gilt es doch, nach der Feudalzeit den Grundbesitz als Errungenschaft zu verteidigen und sich nicht marxistischen Überlegungen in einer sozialen Marktwirtschaft hinzugeben.



Alle Parteien machen sich für bezahlbaren Wohnraum stark. Und trotzdem arbeiten alle, die auf Landes- oder Gemeindeebene das Sagen haben, gegen diesen Wunschgedanken

Man sollte jedoch die Definition von Grundbesitz in Betracht ziehen und sich insbesondere mit den beiden Begriffen Besitzrecht (*nue propriété*) und Nutzungsrecht (*usufruit*) auseinandersetzen, die gemeinsam den Grundbesitz (*pleine propriété*) darstellen. Jeder Grundbesitzer kann seinen Grund und Boden entweder selbst nutzen oder das Nutzungsrecht vermieten beziehungsweise verpachten. In der Landwirtschaft ist der Pachtvertrag seit jeher bekannt, und die großen landwirtschaftlichen Betriebe bewirtschaften heute zum Teil weit über 50 Prozent Pachtland. Beim Bauland ist diese Praxis immer noch verpönt, gilt doch im Volksmund der Spruch: „de Grond zitt de Bau“.

In einigen Nachbarländern ist der Erbpachtvertrag (*bail emphytéotique*) bei Immobilien übrigens gängige Praxis. Erbpacht ähnliche Verträge gab es bereits im Mittelalter und sogar im alten Rom als *jus emphyteuticum*. In Deutschland spricht man heute von Erbbaurecht mit Laufzeiten von bis zu 99 Jahren. Als Beispiel gibt es Großgrundbesitzer aus alten Adelsgeschlechtern, wie unter anderem Nachkommen des Grafen von Spee, die in Nordrhein-Westfalen riesige Flächen an Industriebetriebe verpachtet haben. Dieses Modell wird seit einiger Zeit auch in Luxemburg angeboten, wobei die Société nationale des habitations à bon marché (SNHBM) eine Vorreiterrolle übernommen hat. Die Verträge sind eindeutig und schützen den Wert der Gebäulichkeiten, die über das Nutzungsrecht des Grundbesitzes geregelt sind. Eine Wohnung wird über diesen Weg um bis zu 50 Prozent preiswerter und damit erschwinglich für viele junge Paare, die sich eigene vier Wände anschaffen möchten. Wie kann man dieses Modell nutzen, um eine Gesamtlösung zu finden, die die Grundeigentumsspekulation weitestgehend oder zum größten Teil unterbindet?

Zuerst sollte man sich die schleichende Enteignung der Landbesitzer durch immer strenger werdende Gesetze und Regelungen vor Augen führen. Die Nutzung vom eigenen Grund und Boden wird über zum Teil notwendige Auflagen seit Jahren immer mehr eingeschränkt – nicht zuletzt in Bezug auf die Umweltschutzproblematik. So unterliegen Landwirte erheblichen Einschränkungen durch Auflagen, wie etwa Zwischenfruchtarten, Fruchtfolgen, Anbauarten, Spritzmitteleinsatz, *Greening*, Drainageverbot, Bodenbewegungen oder Ausfuhr von Gülle. Die Mehrzahl dieser Auflagen ist nicht verwerflich und sicherlich sinnvoll, soll das doch hauptsächlich dem Umweltschutz dienen.

Diese weitestgehend unbestrittenen Einschränkungen unterstreichen, dass das Wichtigste am Grundbesitz immer noch das Nutzungsrecht ist, da es Erträge durch eigene Nutzung oder Verpachtung erwirtschaftet. Das Besitzrecht kann ebenso wie das Nutzungsrecht veräußert werden. Ohne Nutzungsrecht ist das Besitzrecht allerdings wenig wert. Das Nutzungsrecht ohne Besitzrecht (*usufruit* – zum Beispiel Wohnrecht) wird meistens auf die vereinbarte Vertragsdauer, beziehungsweise Lebzeiten des Nutzers beschränkt. Eine Nutzung nach dem Ableben macht auch keinen Sinn – abgesehen von zwei Quadratmetern auf dem Friedhof ...

Halten wir fest, dass sich einerseits durch Erbschaften bei schwindender Geburtenzahl das Angebot an unbebautem Grund und Boden in einigen wenigen Händen konzentriert – und zwar durch spezielle in der Landwirtschaft geltende Erbschaftsregelungen und Subventionspolitik, durch Ankauf von Kompensationsflächen durch Baulöwen und nicht zuletzt durch Ankäufe der öffentlichen Hand. Andererseits nimmt die Nachfrage nach bebaubaren Flächen aufgrund einer stark wachsenden Bevölkerung, einer zugleich sinkenden Zahl von Personen pro Haushalt, aufgrund des Ausbaus von Industrie- und Gewerbeflächen und wegen der zunehmenden Anzahl an Freizeitflächen stetig zu.

Beide Entwicklungen drehen an der Spekulations-schraube. Mit dem Ergebnis, dass Wohnraum unbezahlbar wird. Ein Ausweg ist sicherlich der Erbpachtvertrag. Dazu stellt sich die folgende Frage: Können wir über eine Trennung von Besitzrecht und Nutzungsrecht neue Wege entwickeln und den Übergang für jeden schmerzlos überwinden?

Wie oben aufgeführt werden die Rechte der Grundbesitzer immer mehr eingeschränkt und die Pflichten und Restriktionen werden Schritt für Schritt erweitert. Die Enteignung von Grundeigentum durch den Gesetzgeber wird über Nutzungseinschränkungen und -auflagen schleichend vollzogen, ohne Wertausgleich oder Entschädigung an die Eigentümer von landwirtschaftlichen und forstwirtschaftlichen Flächen. Andererseits kann es auch nicht sein, dass die Bauausführung eines Autobahnanschlusses wegen eines Enteignungsverfahrens durch Prozedurfehler um Jahre verzögert wird.

Unsere kinderlose Bevölkerung torpediert das Pensionssystem und trägt einen erheblichen Anteil zur Konzentration des Grundbesitzes über Erbschaft bei. Ein Spekulationsgewinn auf Grundbe-

Die einzig mögliche Alternative, bezahlbaren Wohnraum zu schaffen, führt über den Weg, für jeden Bürger ein in der Verfassung verankertes Recht auf die Nutzung von Land im Allgemeinen und Bauland im Speziellen festzuschreiben

sitz müsste daher unmittelbar an die Pensionkasse übertragen werden.

Die einzig mögliche Alternative, um bezahlbaren Wohnraum zu schaffen, führt über den Weg, der jedem Bürger ein in der Verfassung verankertes Recht auf die Nutzung von Land im Allgemeinen und Bauland im Speziellen festschreibt. Das könnte zum Beispiel über einen Obolus, das heißt Pachtpreis, geregelt werden, der an die Familien-, Einkommens- und Wohlstandsverhältnisse der betreffenden Person gebunden wäre.

Um dies zu ermöglichen, muss jeglicher Grundbesitz dem Staat gehören. Der Besitz einer Wohnung oder eines Wohnhauses mit dem Nutzungsrecht gemäß Erbpachtvertrag (50-99 Jahre gesetzliche Pachtlaufzeit) ist vererbbar. Am Ende des Pachtvertrages wird, wie heute bereits in den meisten Verträgen vereinbart, der Wert der Gebäulichkeiten von zwei unabhängigen Gutachtern geschätzt und vom Grundeigentümer an den Eigentümer der Wohnung bezahlt. Damit verfällt der Wert einer Bauinvestition nicht mehr und nicht weniger als der Wert einer Wohnung auf eigenem Grundstück. Es wird lediglich die Grundeigentumsspekulation unterbunden. Sicherlich ist das Recht auf Grundbesitz sowohl durch die Verfassung als auch durch das EU-Recht und die Europäische Menschenrechts-

konvention geschützt. In diesem Sinne mögen diese Überlegungen radikal wirken, nicht zuletzt weil für einen solchen Eingriff in die bestehende Gesetzgebung der erbschafts- und eigentumsrechtliche Rahmen grundlegend abgeändert werden muss.

Die Umsetzung dieses Eingriffs in das Grundeigentumsrecht ist ein Prozess, der folgendermaßen vollzogen werden kann: Ein Vererben von Grundeigentum, bebaut oder unbebaut, wird unterbunden. Nach dem Tod wird das Besitzrecht (*nue propriété*) der verstorbenen Person an Grund und Boden an den Staat übertragen. Verkäufe von Grundbesitz können nur noch an den Staat erfolgen. Das Nutzungsrecht wird an die nächste Generation vererbt, gegen einen Pachtzins, der über einen Zeitraum von 25 Jahren (eine Generation) von Null auf den Marktwert erhöht wird. Der Nutzungswert wird über einen Faktor korrigiert, der an die jeweils vorliegenden Familien-, Einkommens- und Wohlstandsverhältnisse gebunden ist. Dieser Faktor ermöglicht bei angebotenen Pachtverträgen ein Überbieten von wohlhabenden Bietern auszugleichen.

Gesellschaften müssen ebenfalls jegliches Grundeigentum an den Staat abtreten und können den Bilanzverlust über eine festzulegende Periode abschreiben. Die Pacht des Nutzungsrechtes von Grund und Boden wird, ähnlich wie bei Privatpersonen, über einen festzulegenden Zeitraum von Null bis auf den Marktwert erhöht. Auch hier wird ein Korrekturfaktor angewandt, der aus der Ergebnislage der Gesellschaft pro genutzte Flächeneinheit errechnet wird.

Dieses Modell mögen einige Mitbürger als Utopie bezeichnen. Ähnliche Überlegungen zu Nutzungs-, Besitz- und Eigentumsrecht finden sich in den *Commons*-Theorien, die unter anderem die juristische und rechtliche Umsetzung beleuchten. Bei einer objektiven Betrachtung dürfte man zweifellos erkennen, dass es ohne Eingriff in das Eigentumsrecht schwierig wird, ein vergleichbares Modell zu entwickeln, das bezahlbaren Wohnraum für jeden Bürger ermöglicht, die Spekulation durch wenige unterbindet, die Schere zwischen Arm und Reich nicht weiter öffnet, diese Entwicklung sehr wahrscheinlich sogar korrigiert, und nicht zuletzt auch eine unüberwindbare Schranke gegen *landgrabbing* ist. *Nation Branding* wäre überflüssig, die ganze Welt würde über uns berichten – Luxemburg als Modell für ein allgemeines Recht auf die Nutzung von Grundbesitz.

Gerry Stoll ist Diplomingenieur und früherer Manager bei Arcelor-Mittal.

Die kleine Zeitzeugin

Etwas liegt in der Luft



Im Jahr 1910 fuhren sie in Davos noch so Schlitten

Michèle Thoma

Etwas kliegt in der Luft – nur was? Die Krähe, die herum scharrt auf meinem Balkon, hebt den Kopf, den Schnabel, sie wittert. Ich weiß nicht, ob Krähen offiziell wittern, aber sie tut es, etwas liegt in der Luft. Nur was? Der Frühling, ja, Sommerblumen wachsen plötzlich auf, haben die Herbstblumen überhaupt geschlafen? Oder haben sie sich nur so gestellt, weil man es von ihnen erwartet, man das so tut als Blume? Es ist eben Winter, offiziell. Und alle Kinder ins Bett. Die Krähe scharrt, überdreht wie ein Hund in einer Vorfrühlingswiese, Frühling in der Luft. Die Voyeurin, alte Profi, ist misstrauisch, sie hat schon zu viele Frühlinge gesehen, sie zählt schon zu viele Lenze, der Winter, der alte Patriarch, schlägt zurück. Oder? Oder?

Oder ist das *Old school*-Denken, alles ist anders, alles wird anders, nur wie, wer kapiert die neuen Kommunikationsforme(l)n, *enchantée*, Frau Roboter? Wer versteht die jungen Teflon-Männer mit ihrer Teflon-Zaubersprache, an der alles abprallt, was nicht ins betörende Zukunftskonzept passt?

Model Trudeau tritt in Davos auf, er ist für die Ureinwohnerinnen und für die Freiheit, auch die Wirtschaft soll frei sein, nicht geknebelt oder gefesselt. Für die Freiheit der Wirtschaft sind alle im schönen Davos, auf dessen Himmel meine ausgehungerten Augen weiden. So blau! Und der Schnee, so weiß! Ein Gipfeltreffen über den Gipfeln, es ist so Schweiz, so stark und gesund, das *Müesli* kracht zwischen den starken Kiefern, die Luft so energetisch geladen, aber mit Frieden, immer mit Frieden! Und alles, was ich höre, ist schön, ich kann dem nur beipflichten, sie verstehen sich auch alle gut miteinander, erst morgen kommt der böse Bub, der Beelzebub aus Amerika. Der alte Protektionist, der alte, weiße Männer aus dem Schrottgürtel beschützt, jedenfalls erzählt er das den alten, weißen Männern, auch junge sind darunter, auch Frauen.

Magic Macron betritt die Bühne, ach! Energie. Tempo. France, Europa, die Welt. Der Kapitalismus entdeckt die Welt des Teilens, solche fantastischen Sachen sagt er. Aber dann kommt die deutsche Hausfrau, ein bisschen resignierte Pfarrhaus-Säuerlichkeit, bitte auf dem Teppich bleiben, mit Emmanuel könnt ihr dann wieder fliegen! Wie mühsam ist es, jeden Menschen einzeln zu sehen! Oder ihnen, also den Menschen, immer diese Menschen, Gott sei Dank übernehmen bald die Roboter_innen, also den Menschen beizubringen, wie sie sein sollen. Aber, das lässt sie sich nicht nehmen, sie will alle mitnehmen. Obschon ihre Menschen sowieso schon so mitgenommen sind. Dann verdonnert sie sie auch noch zum lebenslänglichen Lernen. Vielleicht gibt sie aber auch nur an bei diesem Heimleitertreffen, glaubt sowieso keiner.

Die Hausfrau und der Visionär mit der Frankreich-Werbung, das Dreamteam Europas. Aber dann kommt Oxfam wieder mit so blöden, altmodischen Fakten, die bremsen den Elan, und irgendwo, wo sie nicht stören, stehen die Altmodischen und schreien ein bisschen. Demokratie eben, für viele nichts.

Und ein paar Sender weiter, inmitten von ü und ö und y, Grau- und Kahlköpfe um einen langen Tisch mit langen, entschlossenen Gesichtern, eine Botox-Maske kommentiert. Schwächliche Buben gleiten aus Panzern, einer gleitet hinter dem andern durch einen Schützengraben, schon sitzen sie in einem gebuddelten Bunker und ein euphorischer Presse-Graukopf hält ihnen ein Mikro unter die Nase. Und Erdogan steht neben einem rot bedeckten Sarg, ab ins Heldentum!

Ein paar Sender weiter geht es um *Me Too*, es wird immer subtiler und allmählich wieder spannend, immer fallen den Frauen neue Schwächen und Stärken ein, und darüber streiten sie sich so stark, dass sie immer stärker werden und keine feministische Bewegung mehr Argumentationshilfen schicken muss. Während das Panzerpatriarchat in großen starken Panzern in einem satten Gelb das Friedenspflänzchen zermalm. Operation Olive.

Backlash? Oder eben unterschiedliche tektonische Bewegungen, die uns bewegen, und es wird mild, oder Eiszeit, die Prophezeiungen sind so schwer zu interpretieren. Die Krähe schaut um sich, die Euphorie ist verflogen, sie fliegt, etwas schwerfällig.

Alles, was ich über Davos höre, ist schön, ich kann dem nur beipflichten, sie verstehen sich auch alle gut miteinander, erst morgen kommt der böse Bub aus Amerika

Gesundheitsversorgung der Zukunft

Bernhard Stein

Das Luxemburger Gesundheitssystem ist aufgrund seiner guten finanziellen Ausstattung und seiner im Prinzip intelligenten Grundkonstruktion (Bürgerversicherung, geringe Trennung zwischen ambulantem und stationärem Sektor) eines der großzügigsten System in Europa. Das darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass Luxemburg als kleines Land, das wirtschaflich und demografisch aber sehr stark wächst, enorme Anstrengungen machen muss, um seine Sozial- und Gesundheitsstrukturen anzupassen: Von einem Kleinstaat, der sowohl im Hinblick auf Arbeitskräfte (Ärzte, Pfleger, Fachleute ...) wie auch auf Gesundheitsleistungen stets auf seine Nachbarländer ausweichen konnte, hin zu einem Mittelstaat, der im Grunde autonom und autark alle gesellschaftlichen Bereiche regeln sollte – so auch das Gesundheitssystem und die Ausbildung seiner Ärzte und Pfleger.

In dieser *Transition des Gesundheitssystems* liegt eine große Herausforderung, wenn es darum geht, das Wachstumsmodell zu beherrschen. Über Mobilität, Wohnen und soziale Spaltung wird viel gesprochen. Die Dimension Gesundheitsversorgung ist derzeit nur unzureichend erkannt. Das wird sehr gut durch die noch aktuelle Diskussion um das neue Krankenhausgesetz illustriert: Es findet eine aufgeheizte Debatte um im Grunde falsche Fragestellungen statt. Denn anders als von den politisch Verantwortlichen angegangen, sollte diese Initiative besser dazu dienen, das Gesundheitssystem in seiner Gesamtheit zukunftsfähig zu machen – also eher zu einer „Loi sur le futur système de santé“ führen. Stattdessen wird das derzeitige, sehr spezielle Krankenhaussystem Luxemburgs im Sinne seiner Stakeholder ausgebaut.

Tragischer Weise trägt diese Entwicklung weder der oben geforderten Transition des Gesundheitssystems in einem größeren Staat Rechnung, noch entspricht sie dem derzeitigen Trend in anderen Gesundheitssystemen, steht ihm sogar diametral entgegen.

Denn eine Reihe von raschen Entwicklungen (Technologie, Medizin, Kommunikation ...) führt auch im Gesundheitsbereich zu tiefgreifenden Veränderungen, die zum Teil als „disruptive Innovationen“ zu beschreiben sind. Ihr Kern ist eine *Polarisierung* der

Dass in Luxemburg eine echt ambulante, dezentral und auch regional aufgefächerte Medizin ausgetrocknet und demotiviert wurde, könnte in der Zukunft ein Hemmschuh für die Entwicklung des Landes sein

Gesundheits- und Krankenversorgung. Einerseits in Krankenhäuser der „Maximalversorgung“: Sie sind unter anderem auch in Forschung und Lehre aktiv. Aufgrund ihrer Manpower, ihrer Forschungsaktivität und ihrer Routine in komplexen Krankheitsbildern werden sie den Part der hochkomplexen Operationen und der Behandlung schwieriger Erkrankungen weitgehend übernehmen. Das gebietet schon der klar erkannte Zusammenhang zwischen Fallzahlen und Behandlungsergebnissen.

Auf der anderen Seite entwickelt sich die ambulante Medizin und Pflege rasant, unterstützt durch die technische Entwicklung und Miniaturisierung, idealerweise zu Hause oder in dezentralen Strukturen. Auf der Strecke bleiben – oder müssen sich komplett neu aufstellen – die *Krankenhäuser alter Schule und mittlerer Größe*, die keine ausreichenden Fallzahlen aufweisen, unter Mangel an Ärzten und Pflegern leiden und zum Teil nicht in der Lage sind, komplexe Notfälle und Krankheitsbilder zeitgemäß zu versorgen.

Was derzeit in Luxemburg stattfindet, ist die aufreibende, zeitraubende und kontroverse Diskussion um die vier Krankenhaus-Gruppen, deren Kliniken alle in die genannte mittlere Kategorie gehören. Denn Luxemburg hat derzeit *nicht ein* Krankenhaus der Maximalversorgung, dass die Spitzenmedizin an

einem Ort für künftig eine Millionen Einwohner anbietet. Sondern vier Belegkrankenhäuser, die auf einem Nachkriegsmodell der regionalen ambulantenstationären Versorgung beruhen und nun in einer kontinuierlichen Konkurrenz miteinander punktuell Spitzenmedizin anbieten.

Gleichzeitig haben diese Institutionen die ambulante Spezialmedizin nach und nach vereinnahmt. Zum Teil ist das durchaus lobenswert, hat aber zum Nebeneffekt, dass eine echt ambulante, dezentral und auch regional aufgefächerte Medizin ausgetrocknet und demotiviert wurde. Das könnte in der Zukunft ein Hemmschuh für die Entwicklung des Landes sein – bei einer Million Einwohnern und der Notwendigkeit, auch in anderen Regionen medizinische und pflegerische Leistungen vor Ort anzubieten.

Die Herausforderungen seien hier kurz aufgezeigt:

- Schaffung einer echten Spitzenmedizin an einem Ort und/oder einem engem Netzwerk;
- Ausbau wirklich ambulanter Strukturen und Netzwerke in allen Winkeln des wachsenden Landes und der Großregion, nicht zuletzt um die Notfallversorgung regional auszubauen und die Notfallaufnahmen der Krankenhäuser zu entlasten¹;
- Umbau der existierenden Spitäler mittlerer Größe und alter Schule in zukunftsfähige und schlanke Gesundheitseinstitutionen, sozusagen zu Netzwerknoten in einem globalen Versorgungs-Netzwerk

Solange die Diskussionen und Gesetzesinitiativen auf veralteten Vorstellungen und Strukturen basieren, wird man hierzulande weiter viel Energie und später viel Geld verschwenden. Es bleibt zu hoffen, dass eine neue, offene Diskussionskultur zwischen allen Akteuren entsteht und diese Fragen mit einem gewissen Mut aufgeworfen werden.

Bernhard Stein ist Arzt und Gesundheitsökonom.

¹ Luxemburg hält laut einer kürzlich durchgeführten Studie mit jährlich 540 Behandlungen in der Notaufnahme pro tausend Einwohner einen einsamen Europarekord, weit vor dem zweitplatzierten Frankreich mit 340/1.000.

Zu Gast

Françoise Folmer, Christian Kmiotek

No de Gemengewalen 2017 waren déi Gréng de Medie-Kommentaren no dee klenge Gewënner. Déi gréng Partei war mat engem historesch héije Score vun 2011 an des Wale gaangen, a konnt sech 2017 nach eng Kéier e gudder Krack steigern: den Undeel un der Gesamtstëmmenzuel ass vir ronn 13 Prozent op iwwer 16 Prozent geklommen. Datt „Gréng wierkt“, ass bei de Leit deemno gutt ukomm.

Awer net nëmmen déi gréng Wielerzuel ass méi grouss ginn, och d'Memberzuele sinn dättelech gewuess. Dat mécht eis Courage fir d'Chamberwalen 2018, an et weist, datt déi Gréng eng oppen, lieweg an attraktiv Partei sinn.

Dëst Joer mussen mir Gréng fir d'alléierschte Kéier aus enger Regierungsbedelegung eraus eisen nächste Walprogramm schreiwen. An et ass flott a motivant ze gesinn, datt mer och fir d'ëischte Kéier

er vill Kapitele mussen wesentlech iwwerschaffen. Firwat? Ma ganz einfach: Well viles, wat 2013 do stoung, elo scho gemaach ass oder zumindest an Ugrëff geholl gouf.

D'Chamberwale fannen 2018 an engem Kontext statt, deen et nach ni gouf: Zanter dem Zweete Weltkrich huet d'CSV – bis op zwou Ausnahmen – de Premier gestallt, an dee klenge Koalitiounspartner war mol d'LSAP, mol d'DP. Elo hunn awer och déi Gréng bewisen, datt se ee verlässlechen an efficace Regierungspartner sinn. Et gëtt also elo definitiv eng drëtt an eng véiert Optioun, an datt ass gutt fir eist Land a gutt fir eis Demokratie!

Mir Gréng si geëent duerch gemeinsam Wäerter, déi eis ganz fest uneneen bannen. Dës Wäerter, dorënner Solidaritéit, Gerechtegkeet a Participatioun, sinn Deel vun eisem politesche Réckgrat an erlaben et eis, och an Zukunft eng Politik ze maachen, déi vu Wäitsicht geprägt ass, eng Politik, déi op Fakten an net op Ängschte baséiert, eng Politik, déi ëmmer de Mënsch a seng Ëmwelt an de Mëttelpunkt setzt.

D'Wäerter, déi eis eenegen, maachen, datt eis Vertrieeder net hott an har virun all Mikro sprangen, datt hir Egoen net méi grouss si wéi eis Partei, an datt si keng widdersprénglech Messagë vermëttelen. Mir Gréng si bei de Gemengewale mam Sproch „Gréng wierkt“ ugetrueden, mee dësse Message ass beim nationale Bilan genee esou richteg. Mir Gréng soe, wat mer maachen,

a mir maache, wat mer soen, an ëmmer méi Leit appreciëieren dat.

Déi Gréng sinn och konsensfäheg. Eng Fähigkeet, déi lues a lues gewuess ass op Basis vun eisen Erfahrungen um Gemengenniveau, wou mer eis, an eiser 35-järegere Parteigeschicht, schonn ënner ville politesche Koalitiounsvarianten an der Verantwortung bewiese konnten. 35 Joer, wou mer d'Vertrauen an eise Programm an an eis Leit bei ëmmer méi Wieler gefestegt kruten. Als Gréng verhandele mir ferm a fair an am Sënn vun der Saach. Mir kennen eis Dossieren, a mir halen eis un déi mat de jeeuweilge Koalitiounspartner ofgemaachte Kompromësser. Mir hunn domadder bewisen, datt mir e verlässlechen an efficace Regierungspartner sinn.

Dëst Joer, d'Joer vun eisem 35. Gebuertsdag, ass d'Partei definitiv aus de Kannerschongerausgewuess. Eis Visioun fir eng nohalteg a sozial gerecht Entwëcklung vun eisem Land a vun eiser Gesellschaft ass kloer. Elo geet et drëms, d'Vertraue vu eise Wieler ze festegen an zousätzlech Vertrauen ze kréien, fir datt déi gréng Prioritéiten och bei der nächster Regierungsbildung eng Roll spillen.

Mir hu gewisen, datt gréng Politik dem Land, de Leit an der Ëmwelt gutt deet. Et geet net ëm déi gréng Partei, et geet hei ëm eist Land, ëm Lëtzebuerg an doriwwer eraus. An eist Land brauch gréng Politik, och fir déi nächst 35 Joer!

D’Françoise Folmer an de Christian Kmiotek si Ko-Présidente vun Déi Gréng

René Deltgen

Schillernder Schauspieler, politischer Opportunist?

Anina Valle Thiele

Als er fortgegangen war, fragten mich die Leute: „Wer war der Braune, der so stramm gerudert hat?“ „Kennt ihr den nicht? Das war René Deltgen.“ (...) „Der junge Escher“, sagte ich, „der in Köln Schauspieler ist.“ „Aha“, machte einer beflissen, „ich weiss, ich habe von ihm gehört.“ – (...) Aber alle fanden, dass der Braune ein „feiner Kerl“ war, Weil er so stramm gerudert hatte und überhaupt ... (Aus Jong Hémecht, 1932)

Schon 40 Jahre bevor er einen kauzigen Großvater, den Alp-Öki in den Heidi-Filmen der 70-er Jahre, geben sollte, mauserte er sich an deutschen Bühnen und in Ufa-Filmen zum Star. „Seine Paraderollen waren die des charmanten Liebhabers oder des skrupellosen Abenteurers“, liest man heute über ihn im Netz. Der Escher René Deltgen machte eine außergewöhnliche Karriere: Im Alter von 18 Jahren ging er 1927 an die Kölner Schauspielschule, sammelte dort am Theater drei Jahre Bühnenerfahrung, kam an die Städtischen Bühnen in Frankfurt und erhielt 1935 seine erste Rolle bei der Ufa. Nach zahlreichen Erfolgen wurde er 1939 in Berlin zum „Staatschauspieler“ ernannt. Bis 1943 sollte er an verschiedenen Bühnen in Berlin und in zahlreichen Filmen spielen und schließlich nach Luxemburg zurückkehren. Überwogen in den ersten Jahren seiner Karriere in Luxemburg noch Stolz und Begeisterung über seine Bühnenerfolge, so wichen nach und nach Enttäuschung bis hin zu öffentlicher Empörung – insbesondere in Kreisen von Widerstandskämpfern – darüber, dass Deltgen sich auf deutschen Bühnen unter Hitler „hochgespielt“ hatte.

Ende November 1945 wurde Deltgen wegen des Verdachts auf Landesverrat der Prozess gemacht. Vorgeworfen wurden ihm insbesondere zwei öffentliche Aufrufe an die Luxemburger Bevölkerung für den Anschluss an das Dritte Reich. Zwei Jahre Gefängnis und 100 000 Franken Geldbuße sowie die Aberkennung Verlust der Luxemburger Staatsangehörigkeit, lautete zunächst das Urteil. Doch im Laufe der Jahre wurde Deltgen rehabilitiert: Die Haftstrafe sollte er nur zum Teil absitzen, die Staatsangehörigkeit wurde ihm 1952 wieder zuerkannt. Späte Gerechtigkeit oder „Schwamm-drüber-Mentalität“?

Das gesplante Verhältnis der Luxemburger zu dem Leinwandhelden wird im Rückblick vor allem an der kontroversen Berichterstattung in den Tageszeitungen deutlich. War sie anfangs fast medienübergreifend noch getragen von zustimmendem Enthusiasmus, so wich die Skepsis bis hin zu Anschuldigungen, insbesondere im Escher *Tageblatt*. Nach ersten Bühnenerfolgen in Deutschland wurde Deltgen in Luxemburg regelrecht gefeiert. Vor allem



In *Anschlag auf Baku* (Fritz Kirchhoff, 1940-42) war Deltgen Percy Forbes, der Chef britischer Agenten

das *Luxemburger Wort* publizierte überschwängliche Artikel über ihn. Zeitungen aller Couleur attestierten ihm eine außerordentliche Bühnenpräsenz und „eine Ausstrahlung wie eine Bombe“. Das *Luxemburger Wort* bezeichnete ihn gar als „René Bonaparte“. „Er muss sozusagen in der Luft liegen, unser René. Er ist zweifellos derjenige Luxemburger, der im Ausland in der Welt der Künstler den stärksten Widerhall weckt“, schrieb Batty Weber (*Luxemburger Zeitung*, 24. März 1937), seit den frühen Anfängen ein Bewunderer Deltgens, obschon selbst gegenüber dem NS-System und der Annäherung Luxemburgs an Deutschland kritisch eingestellt.

Die Auszüge aus Zeitungsartikeln und Akten las im Kasemattentheater¹ charaktervoll der Schauspieler Ulrich Kuhlmann. Er hatte einst am Staatstheater Stuttgart und am Zürcher Schauspielhaus gearbeitet, wo er als junger Schauspieler Deltgen noch persönlich kennenlernte. Die Artikel aus dem *Tageblatt*, der *Obermosel-Zeitung* oder dem *Luxemburger Wort* stehen sich in ihrer Wertung zum Teil diametral entgegen und belegen die widersprüchliche Wahrnehmung des Escher Schauspielers.

Das öffentlich mehrheitlich positive Echo schwang um in vernichtende Kritik; nach einer Rolle in dem Ufa-Film *Starke Herzen* (1937) wurde die Frage gestellt, wieso sich Deltgen für diese Rolle hergab. Im Gegensatz zum *Wort* stand das *Tageblatt* Deltgens Rolle in der NS-Propagandamaschinerie – darunter auch seine späteren Rollen in den Propaganda-

filmen wie *Mein Leben für Irland* (1940/41) oder *Frontheater* (1942) – ablehnend gegenüber. „Auch mit René Deltgen können wir uns nicht mehr einverstanden erklären. Er hat in dem Ufa-Film *Starke*



Als Zirkuskünstler Alfredo Codona in *Die 3 Codonas* (Arthur Maria Rabenalt, 1940)

Herzen eine Rolle angenommen, die er als Luxemburger unbedingt hätte zurückweisen müssen. Da er sie angenommen hat, dürfen wir uns in allem Ernste die Frage stellen, ob René Deltgen noch als Luxemburger zu betrachten ist“, empörte sich das *Tageblatt* bereits im Juni 1937.

Glühende Verehrer Deltgens wie auch er selbst sollten argumentieren, dass ihm durch die Verpflichtung bei Terra (einer der größten deutschen Filmproduktionsgesellschaften der 1930-er Jahre) die Hände gebunden waren und er sich seine Rollen nicht habe aussuchen können. Er habe „nur“ seine Arbeit gemacht, sollten enge Freunde und Schauspielkollegen immer wieder betonen. Klar wird in den vorgetragenen Zeitungsartikeln, dass der aus einer Bauernfamilie stammende Deltgen schon früh den Wunsch verspürte, Schauspieler zu werden und sich auf der Bühne zu verwirklichen: „Er ließ sich in seinem Vorwärtsdrang nicht beirren.“

Für den Star charakteristisch waren sein herausragendes Talent, der unbedingte Wille, sich künstlerisch zu verwirklichen, und schließlich das Geltungsbedürfnis eines Luxemburgers, der das Theater als den „Gradmesser der kulturellen Entwicklung eines Landes“ schlechthin begriff. „Der Schauspieler muss retten“ – Luxemburg habe diesen Kampf nicht gekannt, weil es bis dahin keine große Bühne hatte, las Kuhlmann aus Deltgens Aufzeichnungen. Bestand aber die einzige Möglichkeit, sich in den 1930-er Jahren als Schauspieler zu verwirklichen, darin, sich vor den Karren der (geistigen) Brandstifter des NS-Regimes spannen zu lassen? Selbst wenn Deltgen offenkundig kein sehr politischer Mensch war, so wird klar, dass seine Bewunderung für die kulturelle Entwicklung im Nachbarland groß war. „Es wurde oft gesagt, zumal in jüngster Zeit, dass wir in Dingen der Geistigkeit mit unseren grossen Nachbarn nicht Schritt hielten, weil wir als nationale Einheit uns nach langem Gezerre erst materiell, wirtschaftlich, innerpolitisch fundieren mussten und für das Transzendente der Kunst keine Zeit und

Die Lesung im Kasemattentheater zeigte: Die Artikel aus *Tageblatt*, *Obermosel-Zeitung* oder *Luxemburger Wort* stehen sich in ihrer Wertung Deltgens zum Teil diametral entgegen und belegen die widersprüchliche Wahrnehmung des Escher Schauspielers

in den er hineingeboren ist. Auch seine lebenswichtigen Interessen weisen nach Deutschland. Darum muss er den Weg nach dem Reich aller Deutschen gehen. (...) „Deutschland könnte auf Luxemburg verzichten, Luxemburg kann nicht auf Deutschland verzichten“, unterzeichnet von René Deltgen. – Eine Unterschrift, von der Deltgen (nach den Aufzeichnungen des Spezialgerichts) nichts gewusst haben wollte. Es müsse sich um eine Fälschung gehandelt haben, sollte er später behaupten ...

Zur Verteidigung und als Zeugnis weniger seiner politischen Unschuld, sondern einer gewissen Naivität wird angeführt, Deltgen habe in keinen wirklichen Propagandafilmen gespielt und sei nie Mitglied der Volksdeutschen Bewegung (VDB) gewesen. Er habe geholfen, einen Luxemburger Pfarrer aus dem KZ zu holen, und er sei nicht zuletzt aus eigenen Stücken zurück nach Luxemburg gekommen, um sich von Anschuldigungen zu reinigen. Sein Kindermädchen habe bestätigt, dass Deltgen nie über Politik gesprochen habe. Alle Zeugen im Prozess räumten schließlich ein: Nie sei ihm ein „Heil Hitler“ über die Lippen gekommen; er habe das Luxemburgische grundsätzlich dem Deutschen gegenüber bevorzugt (gesprochen) und sei beim Singen der Luxemburger Nationalhymne stets aufgestanden. Zudem habe er sich für den mit einer Jüdin verheirateten Freund Joachim Gottschalk eingesetzt und auch trotz offiziellen Verbots an dessen Beerdigung teilgenommen.

War René Deltgen wie die schwedische Film-Diva Zarah Leander, die in zahlreichen NS-Propagandafilmen mitgespielt hatte und dies später in ihren Memoiren über sich selbst schreiben sollte, also nur „ein politischer Idiot“? War er ein Wolf im Schafspelz? Marlene Dietrich hat gezeigt, dass es grundsätzlich auch anders ging. Keine Wahl gab es natürlich nicht.

Doch vieles spricht dafür, dass ihm die schauspielerischen Ambitionen einfach weit wichtiger waren als eine politische und moralische Haltung. Während mit *Entre chien et loup*² von Henri Wehenkel nun eine Studie erschienen ist, die die Kollaboration von Luxemburgern kritisch analysiert, fügte die Lesung *Der Fall René Deltgen* im Kasemattentheater Puzzle-Teile ineinander und lieferte ein vielschichtiges Bild eines Mannes, den man sicher nicht als Stereotyp eines „Kollaborateurs“ bezeichnen kann. Durch die verschiedenen Zeitungs- und Aktenauszüge ergibt sich vielmehr ein widersprüchliches Bild eines großen Schauspielers. Wirft bereits das Buch *René Deltgen – Eine Schauspielkarriere*³ einen sorgfältig recherchierten und kritischen Blick auf das Leben und Wirken des Schauspielers, so ist mit der Lesung im Kasemattentheater das Thema „Kollaboration“ erstmals auf der Bühne aufgegriffen worden – und zwar auf eine nuancierte Weise. Der Lesung gelingt es, den Schauspieler Deltgen als widersprüchlichen Menschen darzustellen, ohne das Urteil bereits vorab gesprochen zu haben oder es absichtlich auszulassen.



In *Kautschuk* (Eduard von Borsody, 1938) schmuggelte René Deltgen brasilianische Kautschuksamen

32 Luxemburger Persönlichkeiten unterschrieben und förderte den Anschluss an Deutschland – ein Aufruf, der in zahlreichen Zeitungen veröffentlicht wurde, darunter am 31. August 1940 im *Luxemburger Wort*: „Es ist eine schicksalsschwere und die Zukunft unserer Heimat auf immerdar bestimmende Stunde, in der wir Luxemburger an Euch herantreten. Der Luxemburger fühlt deutsch. Er ist Deutscher nach seiner ganzen Wesensart, nach Geschichte, Abstammung, Sprache und dem Raum,

¹ Die Lesung *Der Fall René Deltgen* fand am 10. Januar 2018 im Kasemattentheater statt. Es las Ulrich Kuhlmann. Textauswahl: Marc Limpach. Eine Koproduktion des Kasemattentheaters mit dem CNL und dem CNA.

² Henri Wehenkel: *Entre chien et loup*. Éditions d'Letzeburger Land, Luxemburg 2018

³ Uli Jung, Paul Lesch, Jean-Paul Rathes, Michael Wenk: *Renée Deltgen – eine Schauspielkarriere*. Centre national de l'audiovisuel, Luxemburg 2000



Die handsignierte Postkarte aus dem Ross Verlag zeigt René Deltgen als „Clark Gable der Ufa“ (Centre national de littérature, CP 3 D-1-10)



tablo

RÉVOLUTIONNEZ LE CORPS (RENDEZ-LE SEXUELLEMENT DISPONIBLE. TOUT LE TEMPS)

Ce n'est pas un hasard que Sophie Langevin (à gauche) mette en scène une pièce féministe au Centaure – le petit théâtre privé du Dierfgen s'est toujours engagé pour la cause féminine. *Révolte* est une adaptation française (par Sarah Vermande) de la pièce *Revolt. She Said. Revolt Again* d'Alice Birch, créée en 2015 seulement. Dans un texte direct, rapide, impertinent et éclaté, Birch s'y attaque aux stéréotypes et aux injustices faites aux femmes. Langevin a recruté deux actrices – Leila Schaus et Agnès Guignard – et deux acteurs – Pitt Simon et Francesco Mormino – qui sont à même de maîtriser le style *in yer face* de Birch. Elle les a installés dans une scénographie qu'elle a développée elle-même, explosée en différents univers comme l'est la pièce. Sa recherche en amont l'a amenée à relire les textes féministes fondamentaux, son ambition étant de « tenter de déranger pour créer de la réaction » (jusqu'au 10 février ; theatrecentaure.lu). jh

Politique



Schattenminister

Il y a deux responsables politiques élus au ministère de la Culture, Xavier Bettel en tant que ministre et Guy Arendt en secrétaire d'État (tous les deux DP), mais on n'entend que Jo Kox parler de politique culturelle. Comme s'il était le ministre de l'ombre. Pour preuve : le *Tageblatt* célébrait la semaine dernière son sixantième anniversaire en Une (comme celui du grand-duc Jean) et le *Quotidien* lui consacrait ce mercredi deux pleines pages d'entretien sur la politique culturelle.

Kox, qui est président du Fonds culturel national (Focuna) et chargé de mission du ministère pour la rédaction du *Plan de développement culturel*, attendu d'ici fin juin, y demande une remise à plat de tout le secteur culturel, afin que la création et les artistes en reconquièrent la place centrale – et non les administrations et les fonctionnaires. Au Focuna toutefois, où Kox a déjà fait ce toilettage, c'est le règne des dossiers et des jurys pour obtenir des bourses et des aides directes. En 2017, le Focuna a ainsi accordé 48 bourses pour un montant de 147 067 euros et a pour cela mobilisé 78 « experts ». Au-delà des 600 000 euros alloués par L'Œuvre (Loterie nationale), il a réussi à trouver 100 000 euros en fonds privés auprès de mécènes.

En tout, 240 projets ont obtenu 549 433 euros d'aides et de subventions ponctuelles, avec un penchant pour les aides à la mobilité et à l'export (comme pour l'exposition de Su-Mei Tse, *Nested*, qui partira en tournée notamment en Asie ; photo : TPC). Ce serait, explique Kox dans son communiqué, aussi une préfiguration de cet Arts Council que les artistes appellent de leurs vœux. Or, jusqu'à présent, aucun texte concret quant à la création d'un tel « bureau export » interdisciplinaire, un peu à l'image de ce que fait Music:IX pour la musique, n'a encore été déposé au parlement, tout comme on n'a pas encore vu de trace du projet de loi devant réformer et professionnaliser le Focuna, dont les trois membres sont actuellement bénévoles (focuna.lu). jh

Politique

Yéyémusik an Texasboxen

L'Université du Luxembourg annonce cette semaine un nouveau projet de recherche « interdisciplinaire » et international, plus consensuel que le rapport Artuso : *Popkult60*, réalisé par le C2DH (Centre for contemporary and digital history) d'Andreas Fickers, en collaboration avec l'Université de la Sarre, analysera la culture pop des années 1960. Sous la direction de sept professeurs en histoire, dont les Luxembourgeois Andreas Fickers, Sonja Kmec et Benoît Majerurs, sept doctorants, dont trois à l'Uni.lu, pourront tenter de retracer l'évolution culturelle dans la région, mais aussi l'impérialisme culturel américain. Les projets au Luxembourg seront dédiés à *Radio Luxembourg* (forcément), en comparaison avec *Europe 1* par exemple, les clubs amateurs de film et la bande dessinée (dada de Majerurs). Le Fonds national de la recherche et la Deutsche Forschungsgemeinschaft dédient deux millions d'euros sur trois ans à ce travail de recherche. jh



Un train de retard

Depuis quelque temps, l'ADR et notamment son député Fernand Kartheiser s'est découvert une passion pour la culture et pose régulièrement des questions parlementaires à ce sujet. Le 17 novembre, Kartheiser croyait avoir déniché un nouveau scandale : le site luxembourgticket.lu, mis en place et géré par l'Agence luxembourgeoise d'action culturelle (Alac), que les institutions boycotteraient. Or, ce portail de vente centralisé, ses dysfonctionnements et son déficit chronique étaient une des raisons du changement de direction à l'Alac, en 2016. jh

Théâtre

Éthique VS. religion

Attention, événement ! Les deux représentations, ce soir, vendredi 26, et demain, samedi 27 janvier, de *Professor Bernhardt* d'Arthur Schnitzler, adapté et mis en scène par Thomas Ostermeier, sont le premier accueil de la Schau-bühne berlinoise au Grand Théâtre. La pièce, qui remonte au début du XX^e siècle, radicalement modernisée par Ostermeier, a été acclamée partout où elle a été jouée depuis sa création en décembre 2016, notamment en France l'année dernière. Et pour cause : *Professor Bernhardt* est un grand débat idéologique qui permet à Thomas Ostermeier de poser des questions d'actualité sur une société hyperconcurrentielle, un monde du travail sans pitié, et surtout l'antisémitisme qui refait surface un peu partout en Europe. Bernhardt, médecin et directeur d'un hôpital privé, y interdit à un curé catholique accouru pour donner l'extrême-onction à une patiente mourante l'accès à la chambre, parce qu'il ne veut pas voler l'illusion d'une guérison prochaine à la femme. La patiente meurt et Bernhardt se verra faire le procès et condamné pour « entrave à la liberté du culte » Durant presque trois heures, quatorze personnages discutent des différents aspects moraux et éthiques de l'affaire. Avec Jörg Hartmann (connu du *Tatort*) dans le rôle-titre (photo : Arno Declair / infos : theatres.lu). jh



Art contemporain



Nous autres, artefacts

Dans ses efforts de transformer le Casino Luxembourg – Forum d'art contemporain en cinéma art et essai pointu (c'est juste bête qu'il y ait autant de lumière dans ses salles), Kevin Muhlen consacre, quatre ans presque jour pour jour après la première, une deuxième exposition personnelle aux artistes vidéastes Fabien Giraud et Raphaël Siboni et à leur projet au long cours *The Unmanned* (photos de 2014 : TPC). Ce soir ouvrira donc, à partir de 18 heures, *2045-1542 (A history of computation)*, une histoire des nouvelles technologies et de la place qu'y tient l'homme, racontée à rebours à partir de 2045 et en huit épisodes d'une demi-heure chacun (on peut en avoir un aperçu de cinq minutes sur le site theunmanned.com). En février, le Casino sera en outre le quartier général du *LuxFilmFest* et les *Mardis de l'art* qui précèdent ce festival, seront consacrés au cinéma, avec une première table-ronde ce mardi, 30 janvier à 18h30 avec cinéastes et programmeurs intitulée *Film et art vidéo* (casino-luxembourg.lu). jh

Architecture

Sur le ring

Les élections législatives approchent et, comme toujours, les lobbys commencent à se positionner. L'Ordre des architectes et des ingénieurs-conseils (OAI) a, lui, décidé de poursuivre une stratégie, plus ouverte et plus participative que les années précédentes. En effet, il organisera des débats publics sur des thèmes en rapport avec leurs professions. Le premier de ces entretiens aura lieu jeudi prochain, 1^{er} février, à 18h30 à la Coque à Luxembourg et opposera l'actuel et l'ancien ministres du Développement durable et des Infrastructures, François Bausch (Déi Gréng) et Claude Wiseler (CSV, qui est également tête de liste de son parti). Florian Hertwege, architecte et directeur du master en architecture à l'Université du Luxembourg, animera la débat intitulé *Le Luxembourg dans la Grande Région de demain, dites...*, et qui essaiera d'en savoir plus sur leurs positions concernant le développement économique et urbanistique, le logement, la qualité de vie et l'architecture, bien sûr (photo : sb ; retransmission en direct sur Youtube et Facebook). jh



Théâtre musical

I'll be missing you

Fabien Rodrigues

« Un seul être vous manque et tout est dépeuplé ! », disait Lamartine dans son *Isolement...* C'est ce qui semble s'appliquer de manière à la fois intense et subtile aux personnages de *Funeral Blues – The missing cabaret* produit par les Théâtres de la Ville de Luxembourg et présenté cette semaine au Grand Théâtre. Car dans ce cabaret en anglais empreint d'esprit et de flegme britannique, c'est bien la souffrance de l'absence d'autrui qui tient le rôle-titre à travers les interprétations du poète William H. Auden et de son amoureux platonique, le compositeur Benjamin Britten.

À l'aube de la Seconde Guerre mondiale, les deux hommes se rencontrent dans le cadre d'un projet visant à produire des films à vocation sociale. Britten est jeune, il a 22 ans et il tombe rapidement sous le charme purement intellectuel de W.H. Auden, audacieux, libre et ouvertement homosexuel. De lui, il dit : « I always feel very young and stupid when with these brains. I mostly sit silent when they hold forth about subjects in general. What brains ! ». Lors des nombreuses journées qu'ils passent ensemble à associer leur talent, notamment sur ce *Funeral Blues* qui connaîtra son heure de gloire moderne dans le film à succès *Four weddings and a funeral* (Mike Newell, 1994), le non-couple partage des moments insoucians avec Gypsy Rose Lee, artiste burlesque et légère. Puis Britten émigre aux États-Unis lors la guerre éclate, alors qu'Auden reste en Europe...

Ce sont ces trois personnages qui retrouvent vie ici sous la direction du metteur en scène franco-britannique Olivier Fredj, dans cette version coproduite par le Théâtre de Caen et co-commandée par le Théâtre des Bouffes du Nord. Alternant musique, poésie, chant, danse et même marionnettes improvisées, le baryton Laurent Naouri et l'acteur Richard Clothier – qui interprètent respectivement Britten et Auden – tentent de mettre des mots, des intentions, des réponses sur des questions trop

Dans *Funeral Blues*, les scènes s'enchaînent sans effet de style inutile, certaines ayant mérité un souffle supplémentaire d'énergie

grandes pour eux, sur le pourquoi et le comment de l'amour, sur la survie malgré l'absence, tandis que leur fantasque voisine, ici incarnée par la pianiste Cathy Krier, accompagne l'action en musique lorsqu'elle ne se met pas en scène à chaque occasion, pour masquer sa solitude et cette relation passionnelle qu'elle préfère simulée plutôt que détruite. La promesse peut faire peur par sa densité, il n'en est rien – bien au contraire.

Les scènes s'enchaînent sans effet de style inutile, certaines ayant mérité un souffle supplémentaire d'énergie qui viendrait contraster avec des moments plus émouvants et plus contemplatifs. On peut même regretter que l'excentrique demoiselle ne le soit que finalement assez peu dans cette version, mais c'est sans compter sur la qualité de jeu de ce trio suranné... Tous trois savent donner le juste ton, tant dans le comique – on retiendra les grimaces chorégraphiques de Laurent Naouri et la dernière entrée fracassante de Miss Krier, qui redonne ses lettres de noblesse au comique de répétition – que dans le dramatique, comme lors de ces superbes scènes où le corps de l'un disparaît pour la caresse de l'autre, spectateur éphémère de ce que provoque son absence auprès d'un être aimé et aimant... Le ton poétique est justement déclamé



Richard Clothier et Laurent Naouri

ou chanté, mettant en valeur le bel anglais du texte original, les rimes riches et les allitérations rythmiques de la collaboration entre ces deux artistes majeurs du vingtième siècle.

La mise en décor quant à elle joue son rôle de faire-valoir juste ce qu'il faut, offrant d'un côté des supports visuels pertinents à l'histoire d'Auden et Britten, la scène initiale de la douche insufflant par exemple une atmosphère homo-érotique difficilement ambiguë, et un joyeux capharnaüm criant de vérité dans l'appartement de la pianiste. Aussi, si la limite entre flegme et tiédeur est parfois ténue, la tentative de « trouver une réponse à la question insurmontable de notre ultime absence » est quant à elle bien vivace ton au long de ce nouveau *Funeral Blues*, présenté à Luxembourg en première mondiale.

Funeral Blues – The missing cabaret; textes de W.H. Auden ; musique et chansons de Benjamin Britten ; idée et mise en scène : Olivier Fredj, assisté de Renelde Pierlot ; scénographie : Philippine Ordinaire ; costumes : Frédéric Llinarès ; lumières : Nathalie Perrier ; avec Richard Clothier, Laurent Naouri et Cathy Krier au piano ; production : Les Théâtres de la Ville de Luxembourg, en coproduction avec le Théâtre de Caen et le Théâtre des Bouffes du Nord, où le spectacle sera montré au printemps.

Art contemporain

Le glaneur et la glaneuse

josée hansen

Sur le fil Instagram de Marcin Sobolev, l'artiste public régulièrement des photos des poissons qu'il pêche pour « manger bio » comme il dit, de préférence à Molenbeek, à Bruxelles, où il habite. L'anecdote résume bien sa philosophie, aussi en art : faire avec ce qu'on trouve sur place, récupérer, valoriser l'existant, mêler biographie et pratique artistique. Depuis qu'il a rencontré Arianna Musetta, qui est devenue sa partenaire dans la vie comme dans le travail, ils partagent cette même approche. L'exposition *Double Mafia* que leur consacre Danielle Igniti au Centre d'art Dominique Lang à Dudelange, en présente un vaste panorama, montrant presque exclusivement de nouvelles œuvres, réalisées en un marathon d'un mois de travail intense, toujours à quatre mains.

« Double mafia » parce qu'Arianna est d'origine napolitaine et Marcin a des racines biélorusses et polonaises – « Ça nous a fait rire parce qu'à chaque fois qu'on parle à la télé de ces régions, c'est en rapport avec la mafia » sourit Marcin à Dudelange. Leur exposition est un grand cabinet des curiosités, où sont réunis objets personnels, souvenirs visuels reproduits dans des dessins, fleurs séchées et autres matériaux trouvés. Tout, ici, a une histoire, qui ne s'ouvre pas forcément au spectateur – mais ce n'est pas grave.



Les fleurs de Garikula ; détail de l'installation Place Flagey ; Maxou, le chat du couple, avec les fleurs Berghain (de gauche à droite)

Avec *Double Mafia*, Arianna Musetta et Marcin Sobolev pratiquent un nouvel arte porvera à Dudelange

dans les contextes les plus difficiles. Comme sur les voies ferrées, qui passent juste devant la galerie, le Dominique Lang étant une gare ferroviaire. Marcin Sobolev et Arianna Musetta n'auraient pu imaginer meilleur endroit pour exposer : une gare d'où on part, où on arrive, et qui abrite clochards et... artistes.

Le titre de cet article fait référence au documentaire éponyme d'Agnès Varda (2000) L'exposition *Double Mafia* d'Arianna Musetta et Marcin Sobolev dure jusqu'au 1^{er} mars 2018 au Centre d'art Dominique Lang à Dudelange ; ouvert du mercredi au dimanche de 15 à 19 heures ; www.galleries-dudelange.lu.



Politique culturelle

Tutuhal

josée hansen

Chère Rockhal, il faut qu'on parle ! Ça ne va pas du tout, *mais alors pas du tout* ! C'est quoi cette programmation ? Les fans de musique pop, rock, électro, ceux qui, à la fin du siècle dernier, se sont battus pour qu'ils aient eux aussi droit à une infrastructure publique qui leur permette d'écouter leurs musiques préférées dans de bonnes conditions (comme l'ont les amateurs de musique classique), ont le cœur qui saigne à chaque fois qu'ils consultent l'agenda en-ligne du Centre de musiques amplifiées à Belval. Les *musicals* comme *Dirty Dancing* ou *La Belle et la bête*, qu'on nous y proposait en début d'année, ça peut, à la limite, encore passer : il y a de la musique dedans, bien qu'on se demande quand l'appétit du public autochtone pour cet *entertainment* très populaire sera enfin rassasié, le Grand Théâtre de la Ville de Luxembourg ayant joué *Evita* jusqu'à plus faim juste avant les fêtes. D'autant plus que les tickets d'entrée coûtent la peau des fesses, jusqu'à 70 euros pour être assis sur un gradin pas vraiment confortable.

Mais à partir de ce week-end, la salle de concerts eschoise ne sera plus une Rockhal, mais une *Tutuhall* : *Les contes d'Hoffmann* en février, des *Grands Ballets classiques* en mai (avec e.a. *Le Casse-Noisette* et *La Belle au bois dormant*), une *Carmina Burana* dansée et, surtout, le *Schwanensee/Lac des Cygnes* de Tchaïkovski, auquel on aura droit en deux versions différentes, mais toujours par des ballets russes, une première fois ce samedi par le « Petersburg Festival Ballet » et une deuxième en mars par le « Ballet de l'Opéra national de Russie ». Le premier événement est organisé par Ovation Events, une agence événementielle établie à Lausanne, le deuxième par la Française Aramé Productions, établie à Boulogne-Billancourt.



Le Lac des cygnes version Petersburg Festival Ballet, demain à la Rockhal

Le phénomène des tournées de « ballets russes » n'est pas nouveau. Il déboulait par exemple en France fin 2016, avec des tournées des Zéniths et autres centres culturels régionaux. Et la presse française s'en était joyeusement moquée, même le très à droite *Figaro* trouvant les spectacles en tutu et velours au faux classicisme « ringards » ; *Le Monde* mettant même en doute la légitimité de ces troupes éphémères, qui ne sont souvent créées que pour des tournées commerciales en Europe. « Certaines n'existent même pas, cite-t-il le critique russe Victor Ignatov (*Le Monde* du 14 décembre 2016). Leur nom est là pour attirer le public ». Il s'agit donc de simples machines à sous, qui vendent des tickets allant de cinquante à 70 euros la place pour offrir à un public dont les organisateurs semblent douter des capacités intellectuelles, le cliché du ballet, résultat d'une incroyable abnégation personnelle, pour atteindre ce qui est vendu comme de la virtuosité technique (*Black Swan* de Darren Aronofsky, 2011, et le dessin animé *Ballerina*, 2016, semblent avoir préparé le terrain).

Or, cette programmation à tout va de la part d'une Rockhal devenue ultracommerciale pose plusieurs problèmes. Premièrement : pourquoi faut-il programmer du ballet classique dans une infrastructure conçue pour la musique pop et rock ? Parce que c'est aussi un peu de l'*entertainment* pour lequel il semble y avoir un public et que, de toute façon, les organisateurs sont locataires et renflouent donc ainsi les caisses de la Rockhal grâce au loyer qu'ils payent ? C'est oublier que le public ne fait pas forcément la différence en lisant le programme et se fout de qui est l'organisateur du spectacle qu'il va voir : à la Rockhal, c'est Rockhal. En programmant tout et n'importe quoi, la Rockhal aliène son public. Elle perd son profil de salle de concerts où on pourrait aller faire des découvertes les yeux fermés et devient une sorte de centre polyvalent dont Olivier Toth ne serait plus qu'un portier de luxe. Et puis, pourquoi les contribuables auraient-ils investi de l'argent public pour le commerce lucratif d'organisateurs privés ?

Deuxièmement : pourquoi l'argent devrait-il être le seul moteur de la programmation d'un établissement public, auquel le législateur a clairement alloué une mission culturelle et les caisses de l'État versent 2,6 millions d'euros publics par an ? Certes, côté Rockhal, personne ne s'enrichit personnellement en gagnant de l'argent avec des musicals et des ballets russes. Mais en tant que citoyen, on est en droit de demander de la part d'une grande institution publique et des gens qui y travaillent de prendre des risques artistiques, de connaître sur le bout des doigts le secteur dans lequel ils travaillent. Où on arrive à la question de la qualité : outre d'être poussiéreux, ces innombrables ballets russes exploitent leurs danseurs, aucun d'entre eux n'est même cité dans le texte d'annonce, pas plus que ne l'est le chorégraphe (pour autant qu'il y en ait). S'il s'était avéré nécessaire que la Rockhal, soudain, programme des spectacles de danse (russes), pourquoi ne pas faire venir *Le sacre du printemps* de Romeo Castellucci ? Pourquoi ne pas avoir le courage de monter le *Nourev* de Kiril Serebrennikov, censuré par le Bolchoï à Moscou l'été dernier, avant que Serebrennikov ne soit arrêté et jeté en prison ?

Avec une pensée uniquement commerciale, la Rockhal est en train de perdre son âme. Ceux qui s'étaient insurgés contre l'hypothétique programmation de Charles Aznavour pour l'ouverture de la Rockhal en 2005, proposée alors par un organisateur privé, semblent avoir abandonné leur exigence de qualité. Au moins, Aznavour, il chante.

L'auteure était présidente du conseil d'administration de la Rockhal de 2004 à 2014

Prix d’art Robert Schuman 2018

Quand l’ordinaire s’ouvre à l’inconnu

Loïc Millot

Depuis sa première édition à Trèves en 1991, le Prix d’art Robert Schuman récompense tous les deux ans un artiste issu de la Grande Région. Devenue un moment incontournable de la scène européenne locale, la manifestation offre à des créateurs la possibilité d’exposer leurs œuvres et de poursuivre une carrière internationale.

Preuve en est, la Luxembourgeoise Su-Mei Tse, lauréate du Prix d’art Schuman en 2001, s’est vue décerner en 2003 le *Lion d’or* des pavillons nationaux à la Biennale de Venise. Le Prix d’art Robert Schuman est considéré aujourd’hui comme la distinction la plus éminente de la Grande Région.



Vue depuis la galerie de l’Esal (mur de droite : Katharina Hinsberg) ; les photos de Morgane Britscher à l’Arsenal ; *What you see is what you see* de Chantal Maquet et la performance de Mary-Audrey Ramirez à l’église Saint Pierre aux Nonnains (de haut en bas)

L’Allemand Thilo Seidel remporte cette année le Prix Schuman, considéré comme la distinction la plus éminente de la Grande Région

Les quatre villes organisatrices de l’exposition collective – Metz, Luxembourg, Trèves et Sarrebruck – sont chacune membres du réseau QuattroPole, une association fondée en 2000 dans le but de favoriser les échanges et les projets interculturels. Forte des équipements dont elle dispose dans le domaine, la ville de Metz poursuit son engagement en faveur de la création contemporaine en accueillant la treizième édition de la manifestation transfrontalière. La coordination générale du projet a été confiée à l’École supérieure d’art de Lorraine (Esal), en collaboration étroite avec les commissaires nommés par les autres villes participantes.

Seize artistes ont été retenus pour représenter les cités dont ils sont originaires ou auxquelles leurs parcours sont attachés. La commissaire d’exposition Fanny Weinquin a présenté un riche panorama de la création contemporaine luxembourgeoise en optant pour les travaux de Chantal Maquet, Justine Blau, Daniel Wagener et Mary-Audrey Ramirez. Kamila Kolesniczenko et Andrea Jahn, respectivement historienne de l’art et directrice de la Stadtgalerie de Sarrebruck, ont sélectionné les travaux de Katharina Hinsberg, Gertrud Riethmüller, François Schwamborn et Thilo Seidel. Pour la ville de Trèves, Sebastian Böhm a soutenu les projets de Klaus Maßem, Werner Müller, Matthias Platz et Salman Rezaï. Nathalie Filser a mis en lumière les œuvres de François Bellabas, Morgane Britscher, François Génot et Julie Luzoir, tous diplômés de l’École supérieure d’art de Lorraine. Une quarantaine d’œuvres sont présentées au public, réparties sur trois hauts-lieux de la cité mosellane : l’église Saint-Pierre-aux-Nonnains, la salle d’exposition de l’Arsenal-Cité musicale dédiée à la photographie, et la galerie de l’Esal. Chaque espace d’exposition est situé au centre-ville, le long du jardin de l’Esplanade. Le *Carrosse* géant de Xavier Veilhan pourra éventuellement servir de repère.

En pénétrant dans la galerie de l’Esal, un grand rideau en papier de soie vient illuminer l’entrée du spectateur. Uniformément jaune d’un côté, bariolé de l’autre, l’œuvre s’intitule *Avers* (2017). Les lignes et les couleurs s’étendent sur toute la surface de la cimaise, support extensible à la peinture conceptuelle de Katharina Hinsberg. L’artiste est diplômée de l’École des Beaux-Arts de la Sarre, où elle enseigne depuis 2011. On découvre, non loin de là, l’installation de Justine Blau, qui interroge les phénomènes d’extinction et de dé-extinction des espèces végétales. Au constat de la disparition, dont l’emblème est représenté ici par le *Sicyos villosa* (célèbre concombre de l’herbier de Charles Darwin), répond la reconstitution artificielle de plantes que permettent aujourd’hui les nouvelles technologies. Le rapport entre la vie et la mort, entre la matérialité et la dématérialisation, en est profondément dénaturé. Dans une approche différente, la problématique écologique est déclinée de façon poétique par François Génot. Ses haïkus filmés (*Les Éveils*, 2017) constituent un éloge païen de la Nature. On y observe une toile d’araignée logeant dans le rétroviseur d’une voiture, la fragilité d’une fleur livrée au souffle du vent, enfin le regard d’une buse étonnée de la présence du vidéaste. Un communisme des animaux, des plantes et des humains prend forme à travers ces instantanés arrachés à la contemplation du vivant. Plus loin, le dessin mural que l’artiste a exécuté au fusain – représentant une parcelle de terre à l’état sauvage (*Les Caténaires*, 2017) – contraste avec le jardin de l’Esplanade que l’on entrevoit à travers la baie vitrée de la galerie. Voici une façon subtile et intelligente de penser une œuvre en fonction du lieu dans lequel elle est exposée.

Passons dorénavant à l’église Saint-Pierre-aux-Nonnains, située à quelques pas seulement de l’Esal. L’édifice, qui abritait autrefois l’un des plus anciens monastères féminins de Lorraine, fut érigé sur la palestre d’un établissement thermal gallo-romain. Les artistes qui y sont réunis

Theater

« La nostalgie n’est plus ce qu’elle était »



Anneke Schwabe als Jean Seberg

Paul Rauchs

Wie bringt man eine Leinwandkone auf die Theaterbühne? Sagen wir es gleich vorweg: am besten überhaupt nicht. Und doch versuchten sich Regisseurin Dania Hohmann und Schauspielerin Anneke Schwabe daran, ihrer Sehnsucht nach Jean Seberg, der amerikanisch-französischen Schauspielerin, auf den Brettern, die ihnen die Welt bedeuten, Ausdruck zu verleihen. Mit ihrer Spurensuche gastierte das renommierte Sankt Pauli Theater letzte Woche im Théâtre des Capucins.

Anneke Schwabe bot eine großartige Leistung als Jean Seberg. Feminin und feministisch, kindlich und kindisch, spritzig frech und weiblich verführerisch, Lolita und Nina Simone: Der Spagat zwischen dem puritanischen Amerika des *Middle-West* und dem frivolen und aufmüpfigen Paris der *Trente glorieuses* gelang der deutschen Künstlerin mit Perfektion, und sie begeisterte gleichermaßen als Sängerin wie als Schauspielerin.

Mit Sehnsuchtsmädchen feiern Dania Hohmann und Anneke Schwabe den Mythos der heiligen Hure konventionell und kulinarisch

Und doch kam schon bald Langeweile auf. Lag es an dem zu gediegenen, ja fast biedermeierlichen Bühnenbild? Die Szenerie wirkte so brav und modern, wie man sich die Modernität in den *Roaring Fifties* und den *Swinging Sixties* eben vorstellte. Nur dass von dem *Roarin’* und dem *Swingin’* nicht viel in Dania Hohmanns Inszenierung übrigblieb. Nun könnte man sagen, Frau Hohmann habe eine kontrapunktische Biopic von dem bewegten und bewegenden Leben der Jean Seberg komponiert. Tatsache ist aber, dass sie sich mehr am biedereren deutschen *Tatort* orientierte als an Premingers *Saint Joan* oder an Godards *À bout de souffle*. Die überdimensionalen Spiegel auf der Bühne boten kein verzerrtes und reflektierendes also interpretierendes Bild, sie unterstrichen lediglich pleonastisch das Bühnengeschehen. Zugegeben, die schönen und gefälligen Videos, deren Atmosphäre (doch wo blieb Arletty?) zwischen der versteckten Ironie Edward Hoppers und der trügerischen Idylle Vermeers schwankten, hinterfragten den tragischen Hintergrund von Sebergs Irrungen und Verwirrungen. Man könnte jetzt wohlwollend einer unpräzisen und antiintellektuellen Inszenierung das Wort reden, die uns wikipediahft das Leben der Jean Seberg näherbrachte. Eher vermisste man aber das Feuer von Johannas Scheiterhaufen und die *Folie* von Godards Filmen. Sodass letztendlich der Mythos der heiligen Hure konventionell und, Brecht würde sagen, kulinarisch, gefeiert wurde – und mit einem Applaus quittiert wurde, der ebenso brav und höflich war wie das Stück.

ont intégré à leurs œuvres l’histoire de ce lieu, comme en témoigne la rosace aux motifs changeants qui orne la plus haute paroi de l’église (François Schwamborn, *Dialog*). On retrouve cette forme circulaire dans une vidéo de Gertrud Riethmüller (*Niemand’s Mohn*, 2017), projetée sur un écran de sable au centre duquel se débat l’un des fils conducteurs de cette exposition collective. Elle se trouvait dans *Les Éveils* de François Génot, avant de revenir, sous une forme analogue, dans une photographie des *Motorstudies* de François Bellabas (salle de l’Arsenal). Le travail de la pierre rapproche les mosaïques de Salman Rezaï aux installations de Gertrud Riethmüller inspirées du mythe de Sisyphe (revu ici à une endurance immobile). Le bestiaire de Mary-Audrey Ramirez peuple le moindre recoin de l’espace d’exposition. Les créatures (flamand rose, scorpion, raie, etc.) s’automatisent lors des performances ponctuant la manifestation.

Le dernier espace d’exposition, au sein de l’Arsenal, abrite les photographies de Morgane Britscher sur les maisons dévastées par le sel en Moselle (*Les Prémices* ; *Exil*). Aux installations plastiques de Werner Müller (*Fabula Faba*, 2015-2016) fait face un tableau de Chantal Maquet (*What you see is what you see*). La scène représentée – une station essence des années 1950 où des femmes s’occupent de mécanique – appartient à l’imagerie

populaire de la consommation aux États-Unis. Le recours à des couleurs piquantes ou artificielles trahit l’interprétation ironique de l’artiste. L’épisode devient, par un procédé de mise en abîme, l’objet du second tableau de Maquet (*What you see is what you get*, présenté à la galerie de l’Esal). Les tableaux, comme les titres, se répondent et se complètent malgré leur agencement séparé. La dernière salle du parcours est l’occasion de découvrir la vidéo de Thilo Seidel, lauréat du Prix d’art Robert Schuman 2018. Né en 1987 à Munich, le jeune homme a étudié les arts multimédias, le design, la dramaturgie et le film documentaire à l’École des Beaux-Arts de la Sarre. Son film, dont le titre renvoie à un support [*GP001151.mp4 about (deep) space(s)*], est constitué d’un plan-séquence de trois minutes. Mis en boucle, un continuum est installé, dominé par le calme apparent des profondeurs d’une piscine. Le vidéaste a adopté un point de vue qui renverse les coordonnées du sensible. Non plus celui, extérieur, du baigneur, mais celui, intérieur, des eaux troublées par la moindre intrusion humaine. L’ordinaire s’ouvre, le temps de la projection, à l’inconnu.

L’exposition des œuvres du *Prix d’art Robert Schuman* 2017-18 dure encore jusqu’au 4 mars à la Galerie de l’Esal (École supérieure d’art de Lorraine), à l’Arsenal et à l’église Saint-Pierre-aux-Nonnains ; ouvert du mardi au samedi de 13 à 18 heures, dimanche de 14 à 18 heures ; fermé les lundis et jours fériés ; <http://prix-art-robert-schuman.eu/index.html>

Luxemburgensia

De Broker an den Iesel

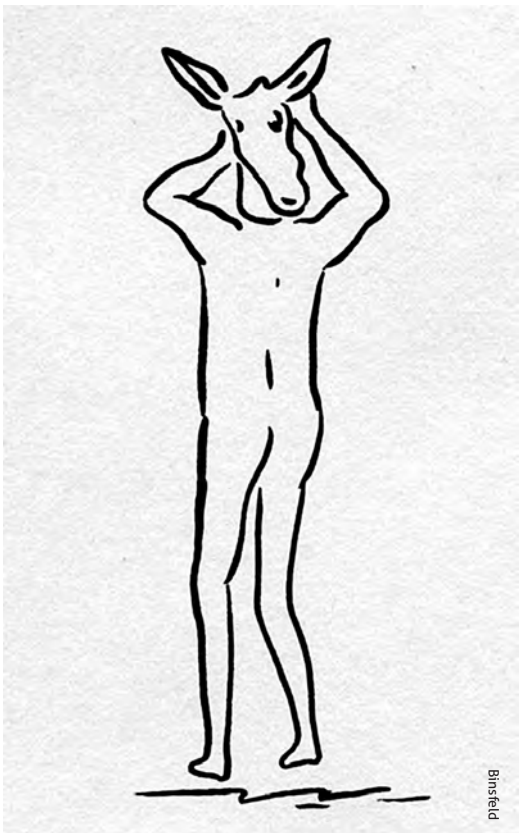
Charlotta Victoria

Ee klengen Dröttel vum Zuchtrajet Bréissel-Lëtzebuerg huet et gebraucht, fir dem Jean Back säin *Iesel* ze liesen. Déi aner zwee Dröttel fir driiwwer nozedenken. Dat ass an der Reegel ee gutt Zeechen, heescht et dach, datt et dem Jean Back gelongen ass, eng Geschicht ze schreiwen, hannert där vill méi stécht, ewéi déi puer Buchsäiten et undeiten. Dat ass beim Auteur, deen dacks Personnage op der Sich no hirer Identitéit an de Fokus stellt, awer och keng grouss Iwwerraschung.

Iesel ass awer eng iwwerraschend däischter a pessimistesche Geschicht, mat där sech den Auteur eng onmëssverständlech Gesellschafts- a Kapitalismuskritik erlaabt. Et geet hei ëm ee Broker mam scheinbar perfekte Liewen à la *mein Haus, mein Auto, mein Boot*. Perfekt Fra, perfekt Kanner, d’Porsche Cayenne am Garage, d’Haus impeccable. Alles schéin nom Klischee vum Stereotyp vum räiche Lëtzeburger.

Mee, natierlech ass alles Fassad, alles Schöin an et ass schlussendlech en Iesel, ee banaalt Schaffdéier, dat dëst verdäitlecht. Vun deem Ament un, zu deem sech d’Famill nämlech den Iesel uschaaft – d’Kanner wollten een, de Papp soll sech dorëm këmmen – geréit alles aus de Fugen. De Broker kënnt enges Daags gestresst vun der Aarbecht a

***Iesel* ass eng iwwerraschend däischter a pessimistesche Geschicht, mat där de Jean Back sech eng onmëssverständlech Gesellschafts- a Kapitalismuskritik erlaabt**



D’Zeechnung um Deckel ass vum Minna Yu

schléit d’Déier méi oder manner zu Bräi, an et enchainéiert sech ee méi oder manner originellen Dialog, bei dem de Papp versicht, säi Verhalen ze justifiéieren an dem Iesel säi Vertrauen zeréckzegewannen, fir datt d’Illusioun vum perfekte Papp, perfekte Mann, perfekte Liewen net platzt wéi eng Seefeblos. Mee den Iesel dréit d’Spuere vun der – um Enn fataler – Mësshandlung op Kierper a Séil, an esou een Déier léisst sech eben net mat e puer Wieder a léiwe Gesten erëm alullen.

Den Haaptmessage vun *Iesel* ass net schwéier ze begräifen. Eis Gesellschaft ass korrump, se huet keng Séil: se dréint ronderëm Konsum a Besët, niert sech vun eidelem Illusiounen. Wäerter a Moral sinn nicteg, se ass faul, brutal, réi, glitzert un der Iwwerfläch, ma hannendrun ass just nach ee grousst schwaarzt Lach. D’Mënschen hunn al-

les, a méi, mee sinn duerchzu vun Onzefriddenheet a Selbstzweifel.

Gespéckt ass dës moralesch Lektiooun mat e bëssen ze vill Klischeeën, se ass e bësse platt, e bëssen ze vill gewollt. De Broker, eng Brute, als Synonym ass eng al Strémp. Et ass d’Element vum Déier, dat der Erzielung dann awer e bësse méi Originalitéit gëtt an evitéiert, datt de Jean Back sech an de Stereotype verléiert an einfach just eng platt Wourecht reproduzéiert.

Domat nämlech kritt d’Geschicht en duebel battere Bäigeschmaach. Andeems *Iesel* op d’Intelligenz a Sensibilitéit vum Déier hiweist, schéngt se déi vum Mënsch zentblëssen. Net nëmmen déi vum Geschäftsmann, an deem a Wirklechkeet eng ongehuwelt, vu banaalsten Triebe gedriwwen Brute stécht.

Et geet ëm Gewalt, Dominanz, Ënnerdréckung, Selbstbestätegung... an dann ass de Schrack tëscht geschloenem Déier a geschloener Fra net grouss. Ee Gedankesprong, deen net wéineg vun der sexuellen Konnotationen am Dialog tëscht Broker an Iesel geniert gëtt. An da stellt sech fréier oder spéider déi Fro, déi nom Liese batter op der Zong läit: ass de Mënsch esou vill méi naiv ewéi esou en Déier? Ass en dach à même, esou ee brutal-dominant Verhalen ewéi dem Broker säi violente „Lapsus“ zentschëllegen, Erklärungen ze fannen, et ënner den Teppich ze kieren an et jo net ze thematiséieren? An Zäite vu *#metoo* dränge sech esou Froen aktuell op. Eng Äntwert liwwert dem Jean Back seng Erzielung net, an et ass net kloer, wéi vill vun dësem Gedankegang dem Auteur seng Intentioun ass. Ma de Som huet e geluecht, de Bäigeschmaach bleift. An en ass batter.

Iesel ass net dem Jean Back seng beschten Erzielung – se ass e bëssen ongeschlaft, onnuancéiert, an d’Fro no der eegener Identitéit huet den Auteur scho besser developéiert – mee d’Erzielung stellt pertinent a wichteg Froen an ass et eleng dofir wäert, gelies ze ginn. Och wann den Effort aus de puer Säiten ee ganz Buch ze maachen e bësse grouss schéngt.

Jean Back: *Iesel – Erzielung*; Editions Guy Binsfeld, 2017, 90 Säiten, 16 Euro; ISBN 978-99959-42-29-8

Cinémasteak

De la puissance des femmes

The Maharajah’s favourite wife, film danois de Robert Dinesen réalisé et distribué en 1917, est un exemple parfait du « feature film », au sens français de « grand film », c’est-à-dire de film « long » par la durée et « important » par la valeur. On peut considérer la diffusion progressive de ce format au début des années 1910 comme la véritable naissance du cinéma tel que nous le connaissons aujourd’hui. En nous invitant à voir le film de Dinesen, dans une copie restaurée avec accompagnement *live* au piano, la Cinémathèque de la Ville de Luxembourg ne nous permet pas seulement de le découvrir une première fois, pour la plupart d’entre nous. Elle nous propose de participer à une expérience. Il s’agit de voir le film avec les yeux et le corps des spectateurs de 1917.

À l’époque, le petit Danemark connaissait son heure de gloire. Il s’était imposé en Europe du nord et aux États-Unis grâce à la hardiesse de ses sujets, la grandeur de son format et la valorisation d’une des plus grandes comédiennes de l’époque : Asta Nielsen. La guerre va l’obliger à se replier sur son terrain de prédilection : le réseau des salles de cinéma allemandes. Car le Danemark est bien trop petit pour amortir dans le pays ses propres productions. Et le cinéma le plus performant n’est rien sans les spectateurs qui valident sa qualité.

La présentation du film par l’historienne du cinéma Andrea Haller est donc très attendue. Auteure d’un ouvrage paru en 2016 et édité par la Cinémathèque de la Ville de Luxembourg – *Eine Episode aus unserem Dasein. Frühes Kino in Deutschland – Programmgestaltung und weibliches Publikum* – Andrea Haller rappelle le rôle fondamental joué par le public des femmes dans la diffusion du *feature film*. Elle se réclame des travaux pionniers d’Emilie Altenloh consacrés à la consommation cinématographique (*Zur Soziologie des Kinos: Die Kino-Unternehmung und die sozialen Schichten ihrer Besucher*, 1914) et dont elle a contribué à la revalorisation avec son directeur de thèse de l’Université de Trèves, Martin Loiperdinger, en 2012. L’étude classique d’Emilie Altenloh n’a jamais été traduite en français et sa sociologie du cinéma a été complètement ignorée dans un pays qui se targue pourtant d’avoir contribué à la valorisation du septième art.

Marqués par l’étude esthétique du beau, les universitaires français ont toujours préféré l’analyse du film à l’observation du spectacle et des spectateurs, au risque parfois de confondre les images du cinéma avec les représentations mentales de ses spectateurs. Dans la mobilisation féministe de ces derniers mois en France, le cinéma a parfois été accusé de tous les maux sexistes. La projection de ce soir vient peut-être ébranler nos certitudes. Né dans la continuité du mélodrame du XIXe siècle et de l’émancipation politique des petits sujets (classes populaires, immigrés, femmes et enfants), le cinéma est le plus démocratique de tous les arts. Il a d’autant plus contribué à émanciper les femmes qu’il a été inventé par elles. **Fabrice Montebello**

The Maharajah’s favourite wife de Robert Dinesen (Danemark, 1917, intertitres danois traduits en anglais, 64’), sera projeté à la Cinémathèque de la Ville, place du Théâtre, ce soir, vendredi 26 janvier 2018 à 20h30. Introduction du film par Andrea Haller. Avec la collaboration de CID Fraen an Gender.

Fotografie

Land und Leute

Boris Loder

Jung und Alt an einer Bushaltestelle sitzend, ein Ehepaar mit American Car, Kühlbox und Grill beim Sonnen an der Mosel. Kinder im Boxring, auf dem Fußballplatz oder eingetaucht in virtuelle Realitäten. Ein Ausflügler in der Frühjahrssonne vor dem Schengener Europamuseum. Raymond Reuters Schwarzweißaufnahmen in *Gens de Luxembourg* dokumentieren einen luxemburger Alltag fern von Banalität und Beliebigkeit. Seine Fotografien zeigen neben öffentlichen Szenen im Sinne klassischer *Street Photography* etwa Einblicke in die Arbeitswelt. Sei es das Verpacken frischen Fisches in den Kühlhallen der Provençale, das Abfüllen von „Lëtzeburger Moschert“ oder Stahlarbeiter neben flüssigem Metall – die Bilder zeigen auch die arbeitenden Menschen hinter einer großen Bandbreite der luxemburger Produktpalette.

Mit dem offensichtlichen Anspruch, das Land und seine Leute möglichst umfangreich widerzuspiegeln, fotografierte Reuter auch eine Vielzahl traditioneller Feste und Veranstaltungen. Die desolater *Schueberfouer*-Fotografie zeigt einen Schausteller beim Wechsel der Glühbirnen, im Hintergrund das leere Riesenrad, der Asphalt feucht. Eine doppelseitig gedruckte Fotografie zeigt zwei Artistengenerationen eines Wanderzirkus bei einem ebenso spektakulären wie beiläufigen Kunststück auf dem Zirkusgelände. Auch weniger traditionelle Festivitäten wie die Escher *GayMat*-Parade sind dokumentiert, das American Cars Festival in Stadtbredimus und das Fantastik-Festival *Luxxon*, wo *Cosplayer* durch die Masken ihrer *Star Wars*-Uniformen in die Kamera blicken.

Daneben erhält der Betrachter Einblicke in die Mauern des Schrässiger Gefängnisses, der Kleriker Abtei Saint Maurice oder in das Düdelinger Labor für Gerichtsmedizin. Einblicke also, die man nicht ohne Weiteres bekommen würde und die doch nichts Spektakuläres, sondern einen Ausschnitt der Routinen und Abläufe in diesen Institutionen darstellen.

Ein Uhrenverkäufer beim genauen Betrachten einer Luxusuhr, ein Geigenbauer bei der Arbeit, ein Hirte mit seiner Schafherde oder Teilnehmer der Bartringer Tanz-WM beim Proben – viele der Fotografien zeigen Prozesse unterschiedlicher Dynamik. Und doch strahlt die Fotografie eines BMX-Fahrers im Skaterpark dieselbe Ruhe aus wie die Aufnahme eines Schaufensters. Reuter gelingt es, von einem Standpunkt zu fotografieren, der die Motive in sich ruhen lässt und dabei die Balance zwischen Nähe und Distanz hält. Die Körnigkeit und die Grauverläufe des Films tragen zum Charme der analog aufgenommenen Bilder bei.



Reuter gelingt es, von einem Standpunkt zu fotografieren, der die Motive in sich ruhen lässt und dabei die Balance zwischen Nähe und Distanz hält

Ist *Gens de Luxembourg* tatsächlich größtenteils als Plural zu verstehen, so treten doch einzelne Individuen hervor, wie der Remicher Friseur mit dem unverkennbaren Schnurrbart, der zudem als Muster seine Hosenträger ziert, oder Georges Christen – gleichermaßen unverkennbar – beim Biegen einer Metallstange. Auch diese Bilder sind nicht ikonisch oder glorifizierend, sondern erinnern in ihrem neutralen Charakter ein wenig an die Darstellungsform des unkommentierten Dokumentarismus der *Routwäissgro*-Episoden.

Die Funktion eines Kommentars kommt jedoch in Form des Texts des Schriftstellers und Kulturmanagers Claude Frisoni ins Spiel, der eine Art Überbau zu Reuters Bildern liefert, diese in einen Kontext setzt und Überleitungen herstellt. Frisonis Ausführungen sind mehr als nur ein Begleittext; sie enthalten neben ihrem informativen, anekdotisch-faktischen Charakter eine wertende Komponente, die von einer scharfsinnigen Beobachtung der

Raymond Reuters Schwarzweißaufnahmen in *Gens de Luxembourg* dokumentieren einen luxemburger Alltag fern von Banalität und Beliebigkeit

Luxemburger Gesellschaft zeugt. Mit eingestreuten Informationen, wie etwa zum historischen Verhältnis der Luxemburger zur Tour de France oder der Entwicklung der luxemburger Stahlindustrie, kommt dem Buch eine landeskundliche Komponente zu.

Gleichzeitig lässt es sich Frisoni nicht nehmen, Kritik zu üben, etwa am „kannereg[en]“ *Cosplay* oder „den debille Gebräicher bis d’Päischtkroisière“. Der oft humorvolle und ironische Unterton bekommt dabei hin und wieder eine bittere Note. Die mangelnde Adaption durchreisender Karrieristen, die Luxemburg nur als Zwischenstation, als „Flugzeugträger“ für den Sprung in die große Karriere nehmen, wird ebenso aufs Korn genommen wie die nationalistische Tendenzen von Sportfans, „déi sëch wëlle mam ‚Roude Léiw‘ de Batti stellen“. Die einstmals prognostizierte Überalterung der luxemburger Gesellschaft und ihre Zukunft, ihre internationale Gemengelage und damit verbundene Chancen und Konflikte bilden die Klammer von Frisonis Text.

Im Gegensatz zu teuren Imagekampagnen unter Einsatz nationalfarbener Werbekartikel bietet *Gens de Luxembourg* – nicht zuletzt Dank Moritz Neys Gestaltung des Einbands – ein ästhetisch ansprechendes Buch, das gemessen an seinem Umfang einen breiten und ausgewogenen Überblick über die luxemburger Gesellschaft liefert.

Raymond Reuter (Fotos), Claude Frisoni (Text): *Gens de Luxembourg*. Übersetzungen des französischen Texts ins luxemburgische (Jean-Pierre Thilges) und ins Englische (Zoé Brill Diderich). Editions Luxnews 2017. 55 Euro. / Die Fotos sind bis zum 26. März in der Valentiny Foundation in Remerschen zu sehen; www.valentiny-foundation.com/news

Zeitgenössischer Tanz

Verschwendete Welt, einstürzende Ikonen

Anina Valle Thiele

Wie kommt man darauf, eine Tanzbühne mit 3,5 Tonnen Ton auszustatten? Ein Hinweis auf unsere Ressourcenverschwendung? Keine Frage! Aber nicht nur das. Der belgische Choreograph Sidi Larbi Cherkaoui vergleicht den Werkstoff mit dem Körper des Tänzers. Beide haben das Potenzial zur Transformation. Im Mittelpunkt seiner Choreographie *Icon* steht die Frage nach der Erschaffung und Verehrung, aber auch der Zerstörung und Ersetzung von Ikonen in unterschiedlichen Gesellschaftsbereichen und über verschiedene Kulturen hinweg. Wer sind wir? Wer werden wir sein? Wie transformieren wir uns? Und wieso und wie erheben wir andere zu Göttern? 18 Tänzer interagieren in der Produktion der Göteborgs Operans Danskompani zu Musik und Gesang mit den Ton-Massen, die der britische Bildhauer Antony Gormley auf die Bühne bringt. Und das funktioniert auf eine faszinierende Art und Weise. Denn Tänzer und Bühnenbild verschmelzen in *Icon* regelrecht miteinander. Der Bildhauer Gormley setzt den schlichten Werkstoff Lehm unserer blinkenden kapitalistischen Konsum-Welt entgegen, Sidi Larbi Cherkaoui führt sie zurück zu den Anfängen der Welt.

Eine Menschenkette sich windender Körper bildet zu Beginn eine harmonische Einheit. Dann



Tänzer und Bühnenbild verschmelzen in *Icon* regelrecht miteinander

schert einer aus und die Tänzer beginnen damit, die kleinen, auf der Bühne stehenden Tonfiguren eine nach der anderen zu zerstören. In weichen, fließenden Bewegungen werden sie niederknien und Neues formen. Jeder hat die Möglichkeit, zu gestalten und etwas zu erschaffen!

Schwingend und mit weichen Pirouetten schaffen die Tänzer in ihren erdfarbenen wallenden Gewändern so traumhafte Bilder und scheinen mit der apokalyptisch wirkenden Bühne zu verschmelzen. Da setzt sich ein jeder eine Krone auf, krönt sich zum Herrscher. Andere formen aus dem Lehm fratzenhafte Masken und versetzen sich schalkhaft in die Rolle eines Diktators. Doch die politische Realität ist so brüchig wie der Lehm und so fallen die Masken zusammen, klappen die Tänzer zu-

sammen wie Kartenhäuser. Bisweilen finden sie zueinander, um dann wieder auseinanderzustieben. Was ist Schein? Und wie lange lässt sich an einer Farce festhalten? Ein Mann fällt sprichwörtlich in sich zusammen, im Hintergrund zerstreut sich die lärmende Menge, bevor sie zusammenrücken wird, um ein Gruppenfoto zu machen.

Dann ein abrupter Umschwung: Die Menge wütet euphorisch, tanzt sich in Ekstase. Eine Tänzerin formt aus dem Ton riesige Brüste vor ihrem Körper. Während ein anderer sich einen gigantischen Tonphallus ansteckt und sie kopulierend verschmelzen, wird die Bühne sukzessive zum Schlachtfeld. Die Tänzer formen Tonmasken aus dem Stoff und transformieren sich zu bedrohlichen Geschöpfen (das Böse schlummert in jedem!), die sich auf

einen Menschen einschießen und das schwarze Schaf mit dem Schlamm bewerfen.

Dann wieder finden Menschen wie beiläufig zusammen und suchen beieinander Trost. Vereinzelt werden sie sich am Ton abarbeiten, entstehen martialische Schlachtszenen, bei der eine Tänzerin schon einmal unter einer Tonschicht begraben wird. Der Gesang (Anna Sato) wird dann sakral. Die erdverbundenen Gestalten kauern auf der Bühne und erinnern gar an die christliche Schöpfungsgeschichte. Am Ende werden die Tänzer sich ihren Götzen aus Lehm bauen, der, oh Wunder, einstürzen wird! Bisweilen wirkt das Zusammenspiel von Tanz und exotischen Klängen reichlich esoterisch, und dennoch beeindruckt und verzaubert einen *Icon* vor allem durch das gigantische Bühnenbild.

Im Mittelpunkt von Sidi Larbi Cherkaouis Choreographie *Icon* steht die Frage nach der Erschaffung und Verehrung, aber auch der Zerstörung und Ersetzung von Ikonen

Politique culturelle

La poudre et les successions d'artistes

Lucien Kayser

A priori on serait tenté de dire que le bâtiment, au 10 Choisyring, à Saarlouis, ne paie pas de mine, pris entre de grands ensembles d'habitation. Son architecture, toutefois, retient, un rez-de-chaussée, rien de plus, mais une construction solide, des volets, tout cela dans des proportions de grande justesse ; et dans l'espace devant, des sculptures qui disent aussitôt que l'art y a domicile. Dès lors, en lisant l'inscription d'une plaque sur la façade : Laboratorium 1821, on hésite à quoi attribuer cette idée de « laboratoire », ou le sens est-il un tout autre, comme on verra, dans ce ravelin, c'est-à-dire dans les dehors des fortifications qui, elles, remontent à Vauban.

Le bâtiment en question, acquis par la ville de Saarlouis et restauré à la fin des années 80, abrite l'*Institut für Aktuelle Kunst*, fondé en 1993 à l'initiative

du professeur Jo Enzweiler. Et aujourd'hui y est associé un centre de recherches, *Forschungszentrum für Künstlernachlässe*. Pour une fois, les musées ont donc pris le dessus, fait taire le bruit des canons, là où d'habitude c'est elles qu'on réduit au silence. À Saarlouis, à se renseigner, seul le nom justement (à part les restes des fortifications alentour) rappelle le passé. Car le mot renvoie au magasin à poudre qui y était installé, dans un des premiers bâtiments construits par les Prussiens, en 1821 : dépôt et atelier de remplissage des cartouches à canon (voilà pour « laborieren »), renvoyé à l'extérieur de la forteresse après une explosion et quatre soldats morts.

Aujourd'hui, les choses se passent paisiblement. Dans les archives dans le vieux bâtiment, sous ses voûtes ; dans les bureaux qui ont été sobrement ajoutés ; dans

les espaces au-delà d'une cour qui servent de salle d'expositions, de bibliothèque, de dépôt (d'œuvres d'art bien sûr), d'artothèque (du soin apporté aux successions et à la diffusion, et des artistes vivants, il ne manque aucun maillon à la chaîne).

Avec des moyens modestes, dans un lieu qui n'a d'autre prétention que son fonctionnement, l'*Institut für Aktuelle Kunst* (lié à la Hochschule der Bildenden Künste) et son *Forschungszentrum für Künstlernachlässe* peuvent, devraient servir de leçon, loin de l'idée présomptueuse d'une galerie d'art, où l'on ne sait trop auquel des deux termes rapporter le qualificatif de national. Autre point sur lequel Saarlouis s'avère exemplaire : un centre de recherches (indispensable car trop d'artistes après leur mort n'ont personne pour s'occuper de

On n'y fait plus parler la poudre, à Saarlouis, l'ancien magasin abrite l'Institut für Aktuelle Kunst

leur œuvre, pour qu'il ne tombe pas dans l'oubli) est non moins appelé à être un lieu d'expositions, et de préférence, les politiques font volontiers référence à la grande région, au-delà des frontières.

Dimanche dernier, au Laboratorium, à Saarlouis, eut lieu le vernissage d'une exposition consacrée à Roger Bertemes, aux seules encres de Chine. Une trentaine de papiers, et ce fut passionnant de les voir ainsi réunis (de ne pas les feuilleter les uns après les autres), sous un même regard, sur les murs d'une grande salle. Comment, toujours avec cette manière ensemble d'une extrême concentration, et si légère, si spontanée, l'encre y impose ses tonalités grises et noires, avec de rares taches de couleur, ses figures variées, compactes, ouvertes, à la page blanche. En l'occurrence, pour le visiteur, un dialogue de feuille en feuille, et en même temps, une vue, une vision globale.

Pour plus d'informations : <http://institut-aktuelle-kunst.de>



Le Laboratorium : de l'ancien magasin à poudre à la salle d'expositions



Cinéma

Le grand jeu de Jessica

À la suite d'une blessure, une championne de ski se reconvertis avec succès dans l'organisation lucrative de parties de poker. À la limite de la légalité, son activité suscite aussi bien la convoitise de la mafia russe que l'investigation des agents du FBI.

Sorti au début de l'année en France et au Luxembourg sous l'intitulé *Le Grand jeu, Molly's Game* est l'adaptation cinématographique d'un récit autobiographique tape-à-l'œil édité aux États-Unis en 2014 (*Molly's Game: From Hollywood's Elite to Wall Street's Billionaire Boys Club, My High-Stakes Adventure in the World of Underground Poker*). Bien que le récit original cite, parmi les participants à ces soirées de poker clandestines, les grands noms américains de la finance, du sport, et surtout du cinéma (comme Tobey Maguire, Leonardo Di Caprio ou Ben Affleck), le réalisateur Aaron Sorkin, a choisi de les masquer sous les traits de personnages fictifs. Le film n'en reste pas moins fidèle au récit et vaut surtout pour la qualité de son script et celle de l'interprétation de Jessica Chastain.

Dans *Molly's Game*, Aaron Sorkin alterne des dialogues « en rafale » et des souvenirs en forme de commentaires sur des images qui défilent à toute allure

Construite sur la base de plusieurs allers-retours entre le présent (l'intervention des agents du FBI, le procès de Molly Bloom) et le passé (le destin et l'éducation d'une championne de ski), l'intrigue alterne des dialogues « en rafale » et des souvenirs en forme de commentaires sur des images qui défilent à toute allure. La description des parties de poker, des combines et des rapports qu'induisent ce type de jeu entre des personnes très fortunées, de même que les états d'âme de Molly, sont restituées de manière efficace grâce à un montage rapide. On pense ici spontanément aux modèles du « genre », *Casino* de Martin Scorsese, ou *Ocean's Eleven* de Steven Soderbergh.

Le réalisateur du film, Aaron Sorkin, a 56 ans. C'est sa toute première réalisation, mais il est connu depuis longtemps des amateurs de cinéma. D'abord auteur et metteur en scène de pièces de théâtre, il se fait remarquer par les scénarios de la série télé *The West Wing* (1999-2006), du film de Mike Nichols, *Charlie Wilson's War* (2007) – une comédie grinçante sur la manière dont les États-Unis ont contribué à affaiblir les soviétiques en intervenant secrètement en Afghanistan, tout en favorisant le réveil des fanatiques religieux musulmans... anti-américains – et surtout de celui qui dresse le portrait détestable de Mark Zuckerberg (le créateur du tout aussi détestable Facebook) *The Social Network* de David Fincher (2010). Le « rapid-fire dialogue » et le « walk and talk » sont la marque de fabrique de Sorkin. Cette dernière repose sur le jeu des acteurs et un art serré du montage.

Jessica Chastain, qui ne cesse de crever l'écran à chacune de ses prestations depuis *Zero Dark Thirty* (Kathryn Bigelow, 2012), incarne Molly Bloom. Sa performance est tout bonnement stupéfiante. Elle donne une crédibilité parfaite à un personnage dont le charisme repose moins sur la valorisation de sa beauté plastique que sur son intelligence et sa droiture morale. Ce qui contribue paradoxalement au renforcement de son sex-appeal auprès du spectateur. La qualité de son jeu est rehaussée par celle d'Idris Elba, qui lui donne la réplique et par l'intervention, même minime, de Kevin Costner, en père à la fois autoritaire et prévenant.

En dépit de quelques invraisemblances et de développements parfois téléphonés, *Molly's Game* est un très bon spectacle qui vaut pour la qualité de son scénario et l'interprétation remarquable de Jessica Chastain. Fabrice Montebello

STIL

Falafel(icidad)

Fabien Rodrigues

Le quartier de Hollerich n'en finit pas de surprendre par de nouvelles initiatives en matière de restauration. Depuis quelques semaines, c'est Chiche qui fait des émules en proposant les falafels et plus généralement la savoureuse cuisine

moyen-orientale de son chef Chadi Bekdach, juste en face d'Autocenter Goedert. Mais ce nouveau lieu de rencontre multiculturelle est loin de n'être qu'un restaurant : entreprise sociale et à vocation d'intégration et de brassage, c'est bien là

que Chadi a l'intention de trouver son bonheur à Luxembourg...

Ce souriant quadragénaire a toujours été celui que ses proches sollicitaient derrière les four-



Chadi Bekdach dans son restaurant

L'endroit

On trouve de plus en plus ce genre de restaurants à travers le pays. Sans nom de star ou de Chef aux ambitions lorgnant vers les étoiles. Avec juste l'envie de servir de la bonne cuisine classique ou régionale en utilisant des produits du terroir, achetés en grande partie chez des producteurs du coin. On ne se donnera même pas la peine de changer le nom du restaurant, celui-ci étant repris d'une petite maison de tradition ayant souvent servi plusieurs générations consécutives. Nouvel exemple de ce style, où des professionnels se sont associés après avoir fait leurs preuves en cuisine ou en salle dans des maisons de bonne réputation : la **Charrue d'Or** à Peppange (photo : GD). Dont le local, juste rafraîchi et pourvu de quelques toiles contemporaines, est resté dans le style des bonnes vieilles auberges de campagne au style pratiquement uniforme. Ici ce sera le café au grand comptoir dès l'entrée, deux salons dont un avec cheminée dans l'aile droite et une grande salle avec jeu de quilles vers l'arrière. Si les cuisses de grenouilles qu'on nous a servies auraient pu être un tantinet plus croquantes, elles étaient de chair tendre. Les rognons qui ont suivi étaient juste saisis et bien rosés, avec une sauce moutarde exquise. Le nougat glacé maison de la fin fut, quant à lui, une vraie apothéose et vaudra à lui seul une raison de revenir très vite (www.lacharruedor.lu). GD

L'endroit

Découvrir le pays du soleil levant est pour beaucoup d'entre nous un désir de longue date. Mais si nous ne devons pas nous y rendre pour une raison professionnelle, nous gardons ce périple en suspens, mal à l'aise devant ce « lost in translation » qui nous guette et la particularité d'habitudes culturelles que nous redoutons. Comme les agences de voyage traditionnelles ne s'aventurent pas non plus à nous mettre plus à l'aise devant le défi, c'est à Ernzen, près de Junglinster que s'est établi **Sakura Voyages**, bureau dédié aussi bien aux voyages vers le Japon qu'aux voyageurs nippons curieux de découvrir le Luxembourg. En fait, Sakura existe déjà depuis 2003 et était enregistrée anciennement sous le nom de société TYProduction s.à r.l.. La nouvelle appellation et le site internet www.sakura-voyages.eu (photo : promotion du Luxembourg en japonais, issue du site) servent désormais à donner une plus grande visibilité à cette société qui nous aide à organiser notre voyage et à nous y retrouver entre les déplacements de Tokyo vers Kyoto et les participations à des cérémonies de thé. Les professionnels, quant à eux, bénéficient d'aide protocolaire, diplomatique ou de soutien en matière de participation à des meetings et/ou congrès. À savoir aussi que les voyageurs qui connaissent déjà assez bien le Japon et y cherchent juste un lieu de résidence, trouveront une solution éventuelle via le site www.sakura-house.com/fr. GD

L'événement

On est assez épaté lorsqu'on découvre le dense programme pluridisciplinaire culturel et pédagogique que propose le Foyer des arts de la rue des Scillas à Howald. En six ans d'existence, ses responsables ont réussi à organiser des stages et ateliers recouvrant des domaines tels que les arts plastiques, la photo numérique, la musique, le théâtre, la couture ou le bien être (photo d'un atelier de peinture pour enfants issue de leur site). Un des plus originaux, qui aura lieu le dimanche 28 janvier, est un stage consacré aux parfums mythiques « secrets & création ». Dans une première phase, les visiteurs seront mis au parfum des petits et grands secrets qui ont mené à la création des jus les plus connus des maisons Chanel, Cartier et Mugler. Y seront détaillés et analysés les accords de ces parfums et leurs mystérieuses matières. Le plus original étant la partie qui suivra après une pause olfactive. Tous les ingrédients nécessaires seront mis à disposition afin que chacune ou chacun puisse créer son **eau précieuse personnelle**, selon ses propres touches olfactives, soient-elles poudrées, ambrées, boisées, gourmandes ou florales. Le stage dure quatre heures, de 9 à 13 heures, et la participation coûte 115 euros, soit le prix d'un bon parfum de niche. Sauf que celui-ci sera entièrement personnalisé et donc concurrencé par aucune griffe. Le luxe total et exclusif, en quelque sorte (<https://foyerdesarts.lu/stage/parfums-initiation-decouverte-et-creation>). GD

neaux. Depuis toujours, il cuisine en famille, avec ses amis ou encore dans les différents établissements qu'il a gérés lorsqu'il habitait en Syrie et au Liban. Sa cuisine est celle de la générosité, du partage et vecteur de lien social : « Je dis toujours que tu gagnes le cœur des gens en passant d'abord par l'estomac ! ». Lorsqu'il arrive en Europe il y a deux bonnes années, Chadi se destine initialement à rejoindre des connaissances en Finlande, mais une rencontre amicale fortuite le convainc de s'orienter plutôt vers un petit pays dont il n'a jamais vraiment entendu parler : le Luxembourg. Il lui dit que l'on y parle anglais mais aussi français, le natif de Beyrouth y voit alors un signe et se décide... À peine débarqué depuis quelques heures dans la capitale grand-ducale, il en est certain : il va y faire sa place, il va s'y sentir bien.

Chadi aime tout sauf rester à ne rien faire, il s'engage donc très vite dans différents projets, dont Hariko auprès de Marianne Donven, où il recycle du vieux bois pour en faire des meubles. Il y cuisine aussi pour lui-même, ses collègues et les artistes de passage : « Souvent les gens s'arrêtaient juste grâce à l'odeur et me complimentaient sur mes plats... J'ai su qu'il y avait quelque chose à faire ». Il se fait alors faire une petite carte de visite et cuisine bientôt pour différents ateliers et autres événements privés avant de poser ses pénates dans son nouveau propre restaurant, Chiche, lorsque Frédérique Buck et Pitt Pirrotte rejoignent l'aventure et investissent le local disponible à l'angle de la rue Baudoin et de la route d'Esch que Pirrotte possède.

Au menu, des falafels bien sûr – le sous-titre de Chiche étant *Chadi's falafel pop-up* –, mais aussi différents plats tantôt typiques de Damas, la ré-

gion d'origine du chef syrien, tantôt issus plus généralement du Moyen-Orient. L'objectif de Chadi est simple mais double : tout d'abord faire ressentir à ses clients les sensations culinaires qu'il a toujours connues et chéries, mais aussi – et pourquoi pas – amener certaines nouvelles traditions dans la culture *food* déjà très éclectique de Luxembourg, à l'instar de ce yaourt arabe servi pour le déjeuner, qui semble faire plus d'adeptes chaque jour : « Ce n'est pas du tout habituel en Occident de manger un tel plat le midi, c'était assez osé de le proposer ici, mais j'ai voulu tenter le pari... Les gens appellent pour le réserver maintenant ! ». La décoration très réussie de l'endroit a été confiée à Isabelle Dicks, qui a réuni un mélange savant de pièces très désuètes et plus branchées, masculines ou plus féminines, le tout en deuxième main, équilibré et donnant une véritable chaleur au restaurant, et c'est Pitt Pirrotte qui s'occupe de la sélection musicale, aussi pointue et agréable que l'atmosphère du lieu.

En cuisine, il y a aussi Ahmad et Ihab, véritables bras droits du chef et que ce dernier a connus dès son arrivée à Luxembourg. Mais que l'on ne s'y trompe pas : Chiche n'engage pas que des personnes déplacées et Chadi met un point d'honneur à profiter du savoir-faire de toutes et tous, peu importe leur origine ou leur âge. Il aime l'expérience d'une vieille dame syrienne, mais aussi la volonté d'un jeune chercheur d'emploi local, il aime que l'équipe de Chiche soit à l'image de sa clientèle idéale : diverse, enthousiaste, transgénérationnelle, amicale. Il la veut à l'image du pays qu'il aime et qui est aussi le sien à présent.

Chiche, 99 route d'Esch à Luxembourg.



L'immigration dans le football luxembourgeois

Influence du football de rue et du football en club sur l'inclusion des immigrés

Le mémoire du jeune historien Jean Ketter, dirigé par Denis Scuto à l'Université du Luxembourg et primé meilleur mémoire de Master 2 par la Fondation Robert Krieps, analyse en détail les différentes vagues d'immigration au Luxembourg à partir de la fin du XIX^e siècle, en particulier dans le Bassin minier. Il revisite le mythe de l'intégration soi-disant facile des premiers Italiens par le sport, alors que cette intégration a été plutôt le résultat d'un faisceau d'éléments dont la scolarisation au Luxembourg, la vie professionnelle ou le mariage.

Le livre de 260 pages richement illustré est disponible en librairie au prix de 25 euros ou peut être commandé en ligne sur www.land.lu, par téléphone 48 57 57-32, courriel land@land.lu ou fax 49 63 09.

Dans ce contexte le football de rue a permis aux jeunes immigrés d'entrer en contact quotidien avec leurs camarades luxembourgeois. Quant à l'immigration portugaise, déjà férue de football au pays d'origine, elle a dû faire le détour difficile par un championnat propre pour s'intégrer ensuite pleinement au monde sportif et dans la société luxembourgeoise. L'étude de joueurs originaires d'ex-Yougoslavie et d'autres joueurs étrangers engagés par des clubs luxembourgeois complète le tableau.

42,4 POUR CENT DE VOITURES À ESSENCE EN 2017

PRESQUE

53000

NOUVELLES

IMMATRICULATIONS

ET LES GENS ADORENT LES SUV

T Y P E S D E C A R R O S S E R I E

ZWEI VON FÜNF E-AUTOS SIND LUXUSAUTOS

TESLA

S

UND

TESLA

X

DIESEL IST NICHT UNÖKOLOGISCH

D I E B R A N C H E F R A G T S I C H , W A S W L T P B R I N G E N W I R D

KEINE GRUNDSÄTZLICH NEUEN STEUERN AB 2020

SO

SIEHT

ZUMINDEST

DIE

AKTUELLE

REGIERUNG

DAS

NISSAN LEAF 2.0

M I T N E U E N T E C H N I K - F E A T U R E S

TRAM-BEGEISTERUNG,

ZUG-FRUST

DOCH DER MINISTER SAGT, ES WIRD ALLES BESSER

MOBIL, WEIL GUT INFORMIERT

B A L D A U C H A N D E R S T A T E R G A R E

PROTOCOLE DE VOYAGES EN TRAIN DEPUIS LA LORRAINE

L A B A N A L I T É D U R E T A R D D U T R A I N

VOM BOULEVARD ADENAUER ZUR AVENUE JFK

D I E T R A M Ü B E R T R I F F T D I E E R W A R T U N G E N

NEUES MOBILITÄTSKONZEPT

I M Z U M M A I S O L L M O D U 2.0 V O R L I E G E N

FUEL CELL DRIVE

A N I N C R E D I B L Y D U M B A L T E R N A T I V E ?

land automobile

Reparatur

Etwas atypisch

Peter Feist

Vergangenes Jahr wurde ein Rekord aufgestellt: Mit 52 775 wurden so viele Autos neu zugelassen wie noch nie und erstmals wieder einmal mehr als im bisherigen Rekordjahr 2008. Doch damals lag die Zahl der Neuzulassungen mit 52 359 nur acht Promille unter der von 2017. Dabei nahm unterdessen die Bevölkerung um 100 000 Einwohner zu. Fast könnte man sich fragen, ob die Krise wirklich ausgestanden ist. Die Auto-Neuzulassungen sind immerhin ein offizieller Konjunkturindikator.

Doch der Luxemburger Automarkt ist ein wenig atypisch. Von einem Rekord zum nächsten – und das beinah von einem Jahr zum anderen – eilt seit 2008 die Gebrauchtwagensparte. Von dort gab es im vergangenen Jahr 59 690 Anmeldungen, und das waren nicht ein paar Promille mehr als 2008, sondern 37 Prozent oder 370 Promille mehr. Mehr Einwohner scheinen demnach in erster Linie mehr *Second-hand* zu kaufen. Was noch ein Grund sein könnte, sich zu fragen, ob die Konjunktur wirklich gut ist.

Was den Luxemburger Automarkt ein wenig atypisch macht, ist aber zum Beispiel der hohe Leasing-Anteil. Rund die Hälfte der Neuzulassungen werden für Firmenwagen im Leasing erteilt. Woraus aber nicht unbedingt folgt, dass in Luxemburg ohne Leasing der Neuwagenmarkt dem Zusammenbruch entgegenginge: Firmenwagen werden häufig drei Jahre, nicht selten aber auch nur anderthalb Jahre lang gehalten, ehe sie weiterverkauft werden. Der hohe Leasing-Anteil hält damit den Gebrauchtwagen-Markt ziemlich, was auch erklärt, wieso so viele Leute Second-hand kaufen.

Das umfangreiche Firmenwagengeschäft bringt für die Politik eine ganze Reihe Herausforderungen mit sich. Zum Beispiel ist es wohl so, dass wer einen Firmenwagen zur Verfügung gestellt bekommen hat, ihn auch nutzt. Als das Nachhaltigkeitsministerium vor ein paar Monaten erhob, mit welchem Verkehrsmittel die Leute im Süden des Landes bevorzugt zur Arbeit fahren, gab die Mehrzahl das Auto an und nannte das trotz Staus „komfortabel“. Auf die Frage, was ihre Mobilitätslage verbessern könne, meinten die meisten der Befragten, mehr Parkplätze oder ein Firmenwagen. Deshalb hat Transportminister François Bausch wahrscheinlich Recht, wenn er im Interview zum Thema Mobilität (S. 26/27) sagt, in den Gewerbegebieten müsse ein „Parkraummanagement“ her und zugleich die Angebotsqualität im öffentlichen Transport steigen.

Wenn andererseits die vielen Firmenwagen nach kurzer Zeit als Gebrauchtwagen eine zweite Zukunft erleben, dann stellt sich die Frage, wohin man die Firmenwagen „lenkt“. Das hatte die Regierung mit der Steuerreform bezweckt, die zum 1. Januar 2017 Anreize schuf, damit möglichst emissionsarme Firmenwagen gewählt werden, und wenn es ein Auto mit Verbrennungsantrieb sein soll, dann lieber ein Benziner als ein Diesel.

Nun aber ist ein neuer, für alle EU-Staaten verbindlicher Testzyklus in Kraft getreten, der Verbrauch und CO₂ besser erfasst. Er könnte Benzin- und sogar Hybridautos weniger ökologisch aussehen lassen, den Diesel dagegen erneut ökologischer. Damit stellt sich nicht nur die Frage, wohin man den Leasing-Sektor lenkt, sondern ob sich die Autosteuer insgesamt ändern muss (S. 23).

23

Ökologische Erzählungen

Die Regierung lässt den Automarkt in Ruhe
Peter Feist

24

Ein einziges Pedal genügt

Nissan Leaf 2.0
Jürgen C. Braun

Wer Armani trägt, fährt auch Tipo

Fiat Tipo Kombi
Jürgen C. Braun

25

Schwedens Antwort auf den California-Hype

Volvo und seine Elektro-Marke Polestar
Jürgen C. Braun

Ein Motor aus zwei Welten

Mazda und der Diesotto-Motor
Jürgen C. Braun

26

„Jahr für Jahr verbessert sich nun etwas“

Transportminister François Bausch (Grüne) im Land-Gespräch über Mobilität
Interview: Peter Feist

27

De la banalité du retard du train

Transports transfrontaliers
josée hansen

28

Lauter unglaubliche Antriebe

Hat die Batterie die Brennstoffzelle erledigt?
Peter Feist

Coordination : Peter Feist
Photos : Sven Becker
Photos Couverture : Patrick Galbats



Neun Monate vor den Wahlen lässt die Regierung den Automarkt in Ruhe und durchblicken, neue EU-Regeln zur Messung von Verbrauch und CO₂ würden die Autosteuer „nicht grundsätzlich“ ändern

Ökologische Erzählungen

Peter Feist

Dieses Jahr bekam die Presse nicht mit, was der Transportminister und die Autolobby vor dem Autofestival besprochen. Anstelle des bisher üblichen Empfangs für Autohändler und Journalisten mit dem Minister, traf die Branche François Bausch (Grüne) und die Presse diesmal separat. Den Journalisten erzählten die Vorsitzenden der Händlerverbände Adal, Benji Kontz, und Fegarlux, Philippe Mersch, jeder Motor habe „Vor- und Nachteile“, auch der Dieselmotor sei „nicht unökologisch“. Vom Transportminister ließen die Händler sich dem Vernehmen nach zusichern, die Regierung werde „keine Dummheiten machen und den Markt nicht brüskieren“.

Keine neun Monate vor Ende der Legislaturperiode wäre das Gegenteil überraschend. „Dummheiten“ könnten nicht nur die Autohändler übelnehmen, sondern auch am Auto interessierte Wähler. Aber das Thema ist ein spezielles dieses Jahr: Die „Worldwide Harmonized Light Vehicles Test Procedure“ (WLTP) wird dazu zwingen, die Geschichte, welcher Antrieb ökologischer ist als der andere, neu zu erzählen. Das könnte Auswirkungen auf die Autosteuern haben.

Bereits zum 1. September vergangenen Jahres begann die WLTP den „Neuen Europäischen Fahrzyklus“ (NEFZ) zu ersetzen. Der war 1992 in Kraft getreten, seitdem werden nach dem NEFZ Autos auf Kraftstoffverbrauch und CO₂-Ausstoß getestet. Schon seit 1. September 2017 müssen neue Fahrzeugtypen, die für die gesamte EU homologiert werden sollen, die WLTP-Prozedur durchlaufen. Ab 1. September diesen Jahres gilt sie auch für alle Neuwagen, die ihre Erstzulassung erhalten. Das Pikante daran: Im Schnitt ergibt sich aus der WLTP ein 20 Prozent höherer CO₂-Ausstoß als mit dem alten Verfahren.

Besonders spektakulär ist das nicht. Der NEFZ wird seit vielen Jahren dafür kritisiert, dass er absurd niedrige Werte ergebe: Wer versucht, mit seinem Auto nur so viel Liter Benzin oder Diesel zu verbrauchen, wie der Hersteller als „Norm“ angibt, weiß, wie schwer das ist. Die WLTP soll für mehr Transparenz sorgen. Ihr liegen längere Tests zugrunde, es wird häufiger beschleunigt und gebremst als unter dem NEFZ, und es werden nicht nur die drei Fahrmodi „innerstädtisch“, „außerhalb von Ortschaften“ und „Autobahn“ simuliert, sondern noch einige mehr. Wenn das die Herstellerangaben zum Normverbrauch transparenter und realitätsnäher macht, kann das keinem unrecht sein. Doch weil daran auch der CO₂-Ausstoß hängt, müsste die WLTP

Zwei Fünftel Tesla

Die 2017 fünf meistverkauften Elektro-Marken in Stück und ihrem Prozentanteil an den 386 insgesamt neu zugelassenen Elektro-Autos:

1. Tesla Model S	90 (23%)
2. Renault Zoé	77 (20%)
3. Tesla Model X	65 (17%)
4. BMW i3	33 (8,5%)
5. Smart Fortwo	26 (6,7%)

Quelle: SNCA

zwangsläufig auch zu einer „realistischeren“ Autosteuer führen. In allen EU-Ländern sind die CO₂-Emissionen in Gramm pro gefahrenem Kilometer ein Kriterium für die Höhe der Steuer. Aber nur in wenigen Ländern, darunter in Luxemburg, hängt die Steuer im Grunde nur vom CO₂-Ausstoß ab.

Was daraus folgen soll, wenn eine neue Messvorschrift um ein Fünftel höhere Werte ergibt, ist nicht nur eine technische Frage, sondern natürlich auch eine politische. Damit es zu keinem Aufstand der Autofahrer kommt, steht schon in der EU-Richtlinie über die neue Norm, für bereits zugelassene Autos blieben die alten Werte gültig. Dass NEFZ nicht mehr zeitgemäß ist, ist schließlich nicht die Schuld der Autobesitzer. Um die friedliche Koexistenz der neuen und der alten Norm zu sichern, wurden EU-verbindliche Umrechnungstabellen geschrieben.

Die Frage, wie das mit Autos werden soll, für die von Anfang an die neuen Normwerte gelten würden, ist schwieriger zu beantworten. Vor allem auch, weil der um rund 20 Prozent höhere CO₂-Ausstoß nach dem WLTP-Verfahren nur ein Durchschnittswert ist. Für Fahrzeuge mit Benzinmotor liefert WLTP höhere CO₂-Werte, weil Benziner systembedingt mehr CO₂ ausstoßen als ein Dieselmotor. Es kommt auch vor, dass kleinere Autos gegenüber größeren schlechter abschneiden, weil ihre Motoren nicht unbedingt für Langstreckenfahrten ausgelegt sind. An Hybridfahrzeuge könnte ebenfalls mehr CO₂ gemessen werden: Einerseits, weil in ihnen in diesen Autos in der Regel ein Benzin- und ein Elektroantrieb stecken, viel seltener Elektro und Diesel im Duo. Andererseits, weil Hybridautos wegen der zwei Systeme, zu denen auch eine Extra-Batterie für den Elektro-Modus gehört, schwerer sind und dadurch mehr Kraftstoff schlucken.

Wie sich das in der vor allem CO₂-abhängigen Autosteuer niederschlagen soll, müsste die Regierung eigentlich noch bis zum kommenden 1. September beschließen, wenn ab diesem Datum jeden Neuwagen die WLTP-Norm gilt. Endgültig entschieden ist das noch nicht, zum Teil aber doch: Abgesehen davon, dass die neue Norm sich auf keinen Fall rückwirkend in der Steuer bemerkbar machen soll, will die Regierung für Luxemburg zwei Jahre „Übergangszeit“ geltend machen. Diese Option räumt die WLTP-Richtlinie den EU-Staaten ein.

Änderungen an der Autosteuer würde es damit erst 2020 geben, aber auf einer regierungsinternen Sitzung am Dienstag wurde schon festgehalten, dass es „keine grundsätzlichen Änderungen“ geben soll. Jedenfalls ist das „im Moment“ die Ansicht der Regierung, teilt das Transportministerium mit. Abgeschlossen seien die Diskussionen noch nicht.

Dass die Regierung sich lieber Zeit lässt, hat natürlich auch mit dem Wahltermin zu tun. Ob es vielleicht doch „grundlegende Änderungen“ geben könnte und was das sein soll, wird in der Übergangszeit von der nächsten Regierung zu beantworten sein.

Doch selbst wenn sich wenig ändern würde, müsste die Erzählung, welcher Antrieb „ökologischer“ sei als der andere, neu gesponnen werden. Nicht einmal zwei Jahre ist es her, da gab die Regierung und ihr vo-



Jung, cool und teuer: Tesla-Stand mit dem Model S auf der Motor Show in Brüssel. Kein Elektro-Auto verkaufte sich in Luxemburg 2017 besser

ran die grüne Umweltministerin das Motto aus, der PKW-Bestand gehöre nach und nach „entdieselt“. Die Leute waren sensibilisiert durch die „Diesel-Affäre“, die im Herbst 2015 zunächst eine von VW war, seitdem aber so gut wie jeden Hersteller erfasst hat, und Luftqualitäts-Bilanzen ergaben, dass an „Hotspots“ im Land der zulässige Grenzwert für das giftige Stickstoffdioxid weit überschritten wird. Von dem geben Dieselmotoren mehr ab als Benzinier. Die Anfang 2017 in Kraft getretene Steuerreform führte zwar nicht für die gesamte Luxemburger Autowelt, aber für das Firmenwagen-Leasing Anreize ein, lieber ein Benzin- als ein Dieselauto zu wählen.

Wie die Zahlen vom vergangenen Jahr aussehen, scheint Botschaft „Entdieselung“ verstanden worden zu sein: Noch 2011 war Luxemburg mit fast 77 Prozent Dieselanteil bei den Neuwagen EU-Spitze. Sechs Jahre später ist der Dieselanteil an den Neuzulassungen auf 53,9 Prozent gefallen, der Benzinanteil auf 42,4 Prozent geklettert. Mit Blick auf die Stickoxid-Emissionen macht das einen erfreulichen Eindruck. Doch wenn das WLTP-Verfahren höhere CO₂-Werte ergibt und obendrein vor allem für Benzinautos, besteht womöglich weniger Anlass zum Stolz.

Daran liegt es auch, dass die Autohändler sich bemühen zu erklären, „jeder Antrieb hat Vor- und Nachteile“. Neben dem Hersteller, der ihnen per Konzession Vorschriften macht, fürchten die Händler nur noch den verunsicherten Kunden, der lieber gar kein Auto kauft als das falsche. Und noch gibt es die vielen Elektro-Autos nicht, mit denen auch der Massenmarkt in Richtung „Elektromobilität“ orientiert werden könnte. Zwar wurden vergangenes

Der wegen der Stickoxide ins Gerede gekommene Diesel könnte wieder besser dastehen, wenn an Benzin- und sogar Hybridautos höhere CO₂-Werte gemessen werden

Jahr mit 386 Stück so viele Batterie-Autos neu zugelassen wie noch nie, und damit wesentlich mehr als die 145 im Jahr zuvor. Auch die Hybrid-Neuzulassungen nahmen zu, lagen mit 1 550 Autos fast doppelt so hoch wie 2016 mit 797 Stück. Was aber, wenn Hybridfahrzeuge wegen höherer CO₂-Werte aus der WLTP-Prozedur demnächst weniger ökologisch aussehen? Und zumindest bisher werden reine Elektro-Autos oft von Leuten erworben, die viel Geld haben und sich ein Luxusmobil aus der Autoschmiede von Elon Musk an die Steckdose hängen möchten (siehe: „Zwei Fünftel Tesla“).

Weil Teslas die Auto-Ökobilanz Luxemburgs vermutlich nicht retten werden, muss man schon wis-

sen, wohin man will mit den Emissionen. Leider sorgt das neue Testverfahren nur für einen Transparenzschub beim CO₂. Stickoxide fallen nicht unter WLTP, für die gilt die „Euro-Norm“. Das könnte die Verwirrung perfekt machen.

Wenn die Regierung sich Zeit lässt mit der Autosteuer, wird auch Spielraum gewonnen, um zu sehen, was im Ausland geschieht. In Deutschland etwa ist schon von veränderten Steuern für Neuwagen ab September dieses Jahres die Rede. Abwarten, was im Ausland geschieht, ist auch ein Ansatz, um sich klar zu werden, wohin das Leasing von Firmenwagen gelenkt werden soll, das besonders häufig Grenzpendler nutzen. Ein Anreiz zu wenig oder eine kleine Strafe zu viel – und sie könnten ihr Auto im Wohnsitzland kaufen, statt es sich in Luxemburg als „Sachleistung“ zusätzlich zum Gehalt vom Betrieb zur Verfügung stellen zu lassen und der ordert es per Leasing. Deshalb sind nicht nur die Händler, sondern auch der Leasing-Verband sehr interessiert, was die Regierung macht.

Aber wie es aussieht, macht sie keine Dummheiten. Es interessiert sie nicht einmal stark, welche Auswirkungen die mit der Steuerreform eingeführten Anreize aufs Leasing hatten. Lediglich im Juli wurde das analysiert, aber nur ansatzweise; die Zahlen waren nicht repräsentativ. Nachrecherchiert wurde bisher nicht. Eine große Bilanz soll Ende dieses Jahres gezogen werden. Vermutlich von der nächsten Regierung, die dann auch den Firmenwagen-Interessenten eine neue Geschichte von der Ökologie der Antriebe erzählen und neue Anreize setzen müsste.



Den elektrischen Renault Zoé gibt es jetzt mit einer größeren Batterie und damit mehr Reichweite. Der Bordcomputer informiert über Energieflüsse und wie viel verbraucht wird

Nissan Leaf 2.0

Ein einziges Pedal genügt

Jürgen C. Braun

Zu teuer in der Anschaffung, zu geringe Reichweite. Außerdem immer noch viel zu wenige Ladestationen, um vernünftig und ohne großen Zeitverlust unterwegs sein zu können. Behaftet mit diesen offensichtlichen Mängeln hatten es reine Elektrofahrzeuge in der Vergangenheit schwer, sich auf Dauer im Erscheinungsbild auf unseren Straßen durchsetzen zu können.

Neben den Erzeugnissen des kalifornischen Branchenführers Tesla tummeln sich derzeit – von der Öffentlichkeit weitestgehend noch immer kaum zur Kenntnis genommen – weitere Angebote wie BMW i3, Renault Zoé, Hyundai Ioniq Electric oder VW E-Golf. Der mit viel Brimborium angekündigte Opel Ampera-E dagegen hat es bis heute noch nicht zur Markteinführung geschafft.

Auf Platz eins der globalen Verkaufs-Hitparade schaffte es bis Ende des vergangenen Jahres der kompakte Nissan Leaf. Mehr als 285 000 Kunden haben sich seit 2010 für den Leaf der ersten Generation entschieden. Und das trotz vergleichsweise bescheidenen 109 PS und einer Reichweite, die gerade mal zwischen knapp 200 und 280 Kilometern lag. Abhängig vom Fahrstil und der Anzahl der Strom fressenden Aggregate wie Klimaanlage und wo weiter, die zusätzlich aktiviert waren.

Bei der zweiten Auflage, die im Februar dieses Jahres eingeführt wird, haben die Japaner noch einmal mächtig nachgelegt. Mit 150 Pferdestärken an Vortrieb, einer elektrischen Reichweite von bis zu 380 Kilometern und 144 Stundenkilometer Höchstgeschwindigkeit setzt der Leaf 2.0 die Konkurrenz jedenfalls mächtig unter Druck. Wem das nicht reicht, der kann sich auch für die Variante Leaf E-Plus mit 220 PS und 500 Kilometern Reichweite laut genormtem Messzyklus entscheiden. In diesem Falle bringt es der Fronttriebler mit dem stufenlosen Getriebe auf 160 km/h in der Spitze.

Vom Elektro-Nissan Leaf kommt jetzt die zweite Generation mit mehr Leistung, mehr Reichweite und bisher unbekannten Technic-Features

Zudem wurde der kompakte Japaner nicht nur an den bisher relevanten Schwachpunkten verbessert, sondern erhielt auch eine gefälligere Optik: Dynamischer, sportlicher, einfach mehr Pep. Für zusätzliche optische Reize sorgt ein Dach, das in Kontrastfarben zu erhalten ist. An den Dimensionen hat sich dagegen kaum etwas geändert. Im Vergleich zum Vorgänger ist der Leaf 2.0 mit 4,49 Metern um 3,5 Zentimeter länger und außerdem zwei Zentimeter breiter. In seiner gesamten Erscheinung erinnert er ein wenig an den unkonventionellen Nissan Juke.

Da sich das Akku-Paket mit 192 Zellen im Fahrzeugboden befindet, sitzt man auch in der zweiten Generation des Leaf etwas höher. Fast ein wenig SUV-mäßig. Große Unterschiede im Interieur gegenüber einem kompakten Verbrenner gibt es aus Fahrersicht keine. Das Gefühl, in einem adaptierten Raumschiff-Enterprise-Gestühl zu sitzen, bleibt aus. Ein zentraler Touchscreen übernimmt alle wichtigen Anzeige-Funktionen. Ansonsten ist das Cockpit eher spartanisch ausgestattet. Der Bildschirm hat zudem alle wichtigen Infos zu den nächsten Ladestationen und deren Öffnungszei-



Mit einer elektrischen Reichweite von bis zu 380 Kilometern setzt der neue Leaf die Konkurrenz mächtig unter Druck

ten parat. Rundum-Kamera, Apple- und Android-Smartphone-Anbindung sind mittlerweile selbstverständlich, um konkurrenzfähig zu sein; ganz gleich, ob es sich um einen Verbrenner oder einen Stromer handelt.

Ein besonderes technisches Highlight der zweiten Leaf-Generation ist das so genannte E-Pedal, das einen Bremsvorgang quasi überflüssig macht. Nimmt man nämlich den Fuß vom Gaspedal, bremst das Fahrzeug automatisch ab, ohne dass man das – immer noch vorhandene – Bremspedal betätigen müsste. Mit etwas Übung lässt sich das 1,5 Tonnen schwere Elektro-Fahrzeug nur mit dem Gaspedal fahren. Lediglich wenn in brenzlichen Situationen ein plötzlicher, stärkerer Bremsengriff nötig ist, muss ihn der Fahrer noch selbst erledigen.

Im Angebot der optionalen Assistenz-Systeme befindet sich erstmals ein Tempomat mit adaptiver Spurführung. Eine Parkautomatik sorgt für entspanntes

Einparken, ohne dass man dabei das Gaspedal berühren müsste.

Der „Tank“, sprich die Lademöglichkeit des Fahrzeugs, befindet sich wie bisher in der Front des japanischen Stromers. Der Wagen lässt sich auch an der Haushalts-Steckdose aufladen. Dann allerdings dauert es mehr als zwölf Stunden, bis der Stromspeicher voll ist. Deutlich rascher geht es an einem Schnellladegerät: 40 Minuten braucht der E-Nissan dort, um wieder auf 80 Prozent seiner maximalen Ladekapazität zu sein. In Europa betreibt Nissan bereits fast 4 600 Schnellade-Stationen. Dabei soll es nicht bleiben.

Auch an der Leistungsfähigkeit der Akkus haben die Japaner gearbeitet. „Immer noch mehr als 90 Prozent ihrer Kapazität“, so sagt Chefentwickler Hiroki Isobe, hätten die Akkus nach mehr als 500 Aufladungen. Wie schon beim Vorgänger kann beim Leaf 2.0 die Energie nicht nur in den Akku



des Fahrzeugs hinein gepumpt, sondern auch zurück ins Stromnetz eingespeist werden. Das eröffnet viele Möglichkeiten in der häuslichen Energieversorgung. Ein Zwischenspeicher im Haus nebst Solarzellen könnte die gesamten Stromkosten für den Fahrbetrieb wieder reinvestieren.

Auf der Leaf-Plattform sind weitere Karosserie-Varianten wie ein SUV oder ein Van vorstellbar. Eventuell sogar mit elektrischem Allradantrieb statt reinem Frontantrieb. Der japanische Autobauer wird auch die zweite Modellgeneration weltweit in drei Fertigungsstätten herstellen. Ende vergangenen Jahres begann die Produktion im britischen Werk in Sunderland sowie im US-Montagewerk in Smyrna (Bundesstaat Tennessee). Außerdem läuft das Elektroauto auch im japanischen Oppama von den Produktionsbändern. Die Batterien werden weiterhin in Smyrna, Sunderland sowie in Zama (Japan) hergestellt. Den Basispreis für den neuen Leaf, der schon vorbestellt werden kann, gibt Nissan mit 32 044 Euro an.

Fiat Tipo Kombi

Wer Armani trägt, fährt auch Tipo

Jürgen C. Braun

SUV wohin das Auge blickt. Die mal pragmatischen, mal etwas *hip* und *stylish* angehauchten Hochsitze aller Größen und inzwischen fast aller Hersteller überschwemmen die Szenerie der Angebote. Das allgegenwärtige *Sport Utility Vehicle*: Wer hat noch nicht, wer will noch mal?

Einer der Gründe für den scheinbar unaufhaltsamen Boom: Die rustikale Ausstrahlung und die wuchtige Blechmasse dieser Fahrzeuge suggeriert dem Betrachter auf Anhieb ein Gefühl von Sicherheit. Und so wurden in Deutschland zum Beispiel im vergangenen Jahr mehr als 600 000 „Hochsitze“ zugelassen. Das war mehr als ein Fünftel aller Neuzulassungen. In Luxemburg bilden die SUV keine eigene Kategorie, sondern gelten als „Break“. Doch dass unter diese Rubrik schon seit fünf Jahren die meisten Neuzulassungen fallen und 2017 der Anteil 44 Prozent erreichte, liegt nach Einschätzungen der Zulassungsbehörde SNCA vor allem an der Beliebtheit der SUV.

Allerdings besteht die Auto-Welt nicht nur aus SUV. Eine Menge Autofahrerinnen und Autofahrer kann oder will mit dem höheren Aufbau, dem höher liegenden Einstieg und all den anderen vermeintlichen Vorteilen der Auto-Riesen nichts anfangen. Diese Menschen entziehen sich dem SUV-Rausch ganz bewusst und setzen bei der Wahl ihres Fahrzeugs auf eine Karosserieform, die ebenso „old school“ wie gleichzeitig auch bewährt ist.



Der Tipo Kombi verbindet gelungenes Design mit Alltagstauglichkeit

Der klassische Kombi aus den Zeiten des seligen Opel Caravan hat noch lange nicht ausgedient. Autos, die aussehen, als habe man einer „Limo“ geradezu lieblos ein Gepäckabteil angeflanscht, sind jedoch out – und der Name „Kombi“ ist es anscheinend auch. Dieser Meinung sind jedenfalls die Marketing-Strategen der großen Hersteller, die ihre Erzeugnisse heute, dem Zeitgeist entsprechend, eher als „Sportstouere“ anpreisen. Das hört sich juveniler und fortschrittlicher an. Schließlich soll der Kombi der Moderne nicht die Neuaufgabe des eher bieder geschnittenen früheren Handwerker-Transporters sein. Er soll keinen Farbeimer, keine Kreissäge, keinen Werkzeugkasten, sondern eher einen Golfbag aufnehmen können. Im Grunde aber läuft es auf das gleiche Angebot hinaus, das jahrzehntelang die einzig wahre Alternative zur Limousine war: reichlich Fahrkomfort für die Insassen, dazu jede Menge und möglichst variabel gestaltbarer Zusatzraum fürs Gepäck.

Wer also zur Anschaffung eines Kombi anstelle eines SUV neigt, vielleicht sogar einen Kompakt-Kombi in Betracht zieht, fängt an zu sondieren und zu vergleichen. Wer bietet was zu welchem Preis, und was möchte ich überhaupt haben? Es geht in der Regel um Ladekapazität, Verbrauch und natürlich auch um die Optik. Denn möglichst chic möchte man schon daher kommen, wenn es denn ein Kombi sein soll.

Wer das mit Akribie und Sorgfalt angeht, kommt schon seit einiger Zeit an einem Fahrzeug schwer vorbei, das eine Renaissance erfahren hat und an eine erfolgreiche Vergangenheit anknüpfen möchte. Und es auch kann: der Fiat Tipo. Als Kombi natürlich. Ein Fahrzeug, das nicht mit schwülstigem und selbstverliebttem Premium-Brimborium aufwartet, aber dennoch ein modernes, ansprechend geschnittenes Automobil mit vielen Vorzügen ist. Eines, das vor allem ein exzellentes Preis-Leistungs-Verhältnis offeriert.

Ein Fiat Tipo wird in der Regel von Privatleuten und nicht als Geschäftswagen gekauft. Das unterscheidet ihn von den meisten Konkurrenten. Auf die Limousine folgte bei der Renaissance der Modellreihe 2015 die Kombi-Version. Und die setzte beim Trend noch einmal einen drauf: Mehr Auto für weniger Geld und zudem noch ein schmeckes Äußeres – das wird schwerlich möglich sein in der Klasse der Kompakt-Kombis.

Den Fiat Tipo Kombi gibt es ab 16 622 Euro. Angetrieben wird dieser Einstiegs-Fünftürer von einem 95 PS starken, 1,6 Liter großen Vierzylinder-Benziner. Der Wagen ist serienmäßig mit vielen kombitypischen Eigenschaften (550 Liter Ladevolumen, asymmetrisch umklappbare Rücksitzbank, verstellbarer Laderaumboden, Dach-Reling) ausgestattet. Er weist zudem mit sechs Airbags, einem Antiblockier-System (ABS) mit elektronischer Bremskraftverteilung, Bremsassistent und elektronischer Stabilitätskontrolle viele Sicherheitsausstattungen auf.

Vergleichbare Kompakt-Kombis von Renault, Peugeot, Hyundai, Kia oder Ford kosten bei gleicher Serienausstattung durch die Bank mindestens 1 000 Euro mehr. Schaut man hinauf bis zum VW Golf Variant oder zum neuen Opel Astra in dieser Karosserie-Variante, sind es bis zu 3 000 Euro mehr. Vergleichende Seitenblicke zur erfolgreich vermarkteten Renault-Tochter Dacia mit einem noch günstigeren Preis-Leistungs-Verhältnis sind fehl am Platz. Denn den Fiat Tipo Kombi zeichnet vor allem eines aus: Wie alle italienischen Fahrzeuge ist er durch Designer-Hände gegangen, die ihrer sprichwörtlichen Passion mit viel Liebe und Hingabe folgen.

Das Ergebnis ist ein Fahrzeug, das den objektiven Betrachter innen wie außen zunächst einmal aufgrund seiner Optik und nicht wegen des günstigen Kostenfaktors anziehen wird. Italienische Autos sind wie italienische Kleidung oder Accessoires: Wer sie nicht trägt, fühlt sich irgendwie schlecht gekleidet oder – in diesem Falle – eben unbotmäßig automobil unterwegs. Wer sich mit heller Stoffhose, blauem Jackett und Wildleder-Mokassins ins Getümmel stürzt, fühlt sich auch in einem Fiat Tipo angemessen und standesgemäß mobilisiert. Sei es in einer Limousine oder auch in einem Kombi. Wer Armani trägt, fährt auch Tipo.

Unter dieser Prämisse hatte der italienische Autobauer die Modellreihe als Stufenheck-Version, Fünftürer und zum Schluss als Kombi noch einmal aufleben lassen. Als „Typ 160“ vermarktete Fiat ihn von 1988 bis 1995. Dann war 20 Jahre lange „Ruhe im Karton.“ Erst 2015, unter dem Dach von Chrysler, besann sich Fiat wieder auf die einstige Baureihe und legte sie in den beschriebenen Karosserie-Varianten wieder auf.

Fazit: Der Tipo, ganz gleich in welcher Karosserie-Version, tut der Marke gut. Er belegt nicht nur ihre Vielfalt. Er steht auch für die These, dass der italienische Autobauer sich auch unter dem Dach eines US-amerikanischen Konzerns seine formale Unabhängigkeit bewahrt hat. Und dass er Kunden zu bedienen weiß, deren Anspruchsdenken individuelle Schönheit und ausgeprägten Sinn für die praktische Bewältigung des Alltags miteinander verbinden möchte. Nach zum Schluss kaum noch überschaubarer Zahl von 500-er-Derivaten aller möglichen Art unterstreicht der Tipo unwiderlegbar, dass die italienischen Autodesigner und Ingenieure mehr können, als nur süße Knutschkugeln mit unterschiedlichem Anforderungsprofil zu bauen.

Der wieder aufgelegte Kompaktwagen Tipo tut dem Markenauftritt von Fiat in vieler Hinsicht richtig gut

Volvo und seine Elektro-Marke Polestar

Schwedens Antwort auf den California-Hype

Jürgen C. Braun

Auf die Autoindustrie kommen in der nächsten Zeit (wieder einmal) große Herausforderungen zu: Die Hersteller müssen sich auf neue CO₂-Grenzwerte einstellen, die bereits in zwei Jahren verpflichtend sind. Ab 2020 gilt ein Maximum von 95 Gramm pro gefahrenem Kilometer für alle neu zugelassenen PKW. Bis 2021 dürfen alle neu zugelassenen PKW in der EU zusammengenommen im Schnitt maximal 95 Gramm pro Kilometer ausstoßen. Das entspricht einem Durchschnittsverbrauch von 3,6 Litern Diesel oder 4,1 Litern Benzin.

Diese ökologische Zwangsjacke ist seit Jahren bekannt. Der Wege, sie passend zu tragen, sprich die geforderten Werte einzuhalten, kann es dagegen verschiedene geben und dem Einfallsreichtum für mögliche Eingriffe unter der Motorhaube sind keine Grenzen gesetzt. Für alle Hersteller aber gilt: Es muss sich motorentechnisch vieles tun, um die EU-Vorgaben umzusetzen.

Weitreichendste Folgen bisher: Die Triebwerke werden immer kleiner. Aus immer weniger Hubraum wird durch innermotorische Maßnahmen immer mehr Leistung herausgeholt. Die Ansätze der Ingenieure unterscheiden sich zwar in Details, den allgemein gültigen Königsweg aber gibt es – noch – nicht. Vielfach wird die Zahl der Zylinder verringert, Hubraum-Kolosse gehören der Vergangenheit an, und das Mittel der Zwangsbeatmung der Maschine durch einen oder mehrere Turbolader oder Kompressoren wird immer mehr zur Regel statt zur Ausnahme.

Sogar der lange nur mit verächtlichem Nasenrümpfen angesehene Dreizylinder wird als Mittel zum Zweck plötzlich wieder salonfähig. Dies sogar bei Premium-Herstellern, wie etwa BMW, das seine aktuelle Motorengeneration unter dem Label „Twinpower-Turbo“ ihren möglichst sauberen Dienst verrichten lässt.

Der Dreizylinder hat den Vorteil, dass er kompakter gebaut ist und weniger schluckt. Auch weil sich eine geringere Anzahl von Teilen in einem solchen Aggregat bewegen.



Polestar soll die schwedische Antwort auf Tesla sein

Mit der Einführung seiner Vierzylinder-Strategie läutete Volvo langfristig den Aufbau einer eigenen Elektro-Marke ein

Der bekannte Nachteil: Komfort-Einbußen durch weniger Laufruhe und ständige, oft nervende Nebengeräusche, die einem Fahrzeug, das hohen Kundenansprüchen genügen soll, nicht gerecht werden.

Ein anderer Premium-Autobauer, nämlich der zum chinesischen Geely-Imperium gehörende schwedische Hersteller Volvo, hat die Zeichen der Zeit wohl am ehesten erkannt. Bereits im Jahr 2013 verabschiedete sich Volvo von allem, was mehr als vier Zylinder mit in den Arbeitsalltag einbringen wollte. Fünf-, Sechs- und Achtzylinder kamen auf den vielzitierten Müllhaufen der Volvo-Geschichte.

„Drive-E“ nennt sich bei den Schweden die nun seit Jahren gültige Motorenfamilie, deren Mitglieder allesamt folgende Parameter auszeichnen: Benziner und Diesel sind jeweils Vierzylinder mit einem Hubraum von zwei Litern, pro Zylinder also ein Hubraum von 0,5 Litern. Dieses Anforderungsprofil gilt mittlerweile vom kleinsten Diesel mit runden 100 PS bis zu den leistungsstärksten Otto-Motoren jenseits der 300-PS-Grenze.

Die Dieselmotoren von Volvo, das sich seit dem Abschied von der US-Mutter Ford mit selbstständigen Projekten und Modellen unter dem chinesischen Dach prächtig entwickelt hat, wurden zudem noch einmal besonders auf Effizienz getrimmt. Sie arbeiten nach einem Einspritzsystem mit Namen i-ART. Dessen Besonderheit: Jedes Einspritzventil verfügt über einen eigenen Sensor, wodurch sowohl die Einspritzmenge als auch der erforderliche Einspritzzeitpunkt reguliert werden können.

Volvo sah schon 2013 bei der Entscheidung, in Zukunft nur noch auf vierzylindrige Aggregate zu setzen, die eigene Zukunft voraus. Alle Triebwerke wurden damals nicht nur auf eine Maximalmenge an Zylindern beschränkt, sondern auch auf einen möglichen Einsatz von Elektromobilität in Modellen des schwedischen Herstellers vorbereitet.

Vor diesem Hintergrund muss man auch die Entscheidung sehen, die Volvo vor wenigen Monaten bekanntgab. Was zunächst nach einer Knall-und-Fall-Revolution in der Antriebstechnologie aussah, entpuppte sich als lange vorbereitete, schrittweise Evolution. Als offiziell bekannt gegeben wurde, dass ab 2019 jeder Volvo einer neuen Modellreihe einen Elektromotor haben würde, hörte sich das zunächst wie der abrupte völlige Ausstieg aus der Verbrennungstechnologie an.

Dabei soll nichts anderes als der Weg für einen sukzessiven „weichen Abgang“ von Diesel und Benziner geschaffen werden. Die Ankündigung das Herstellers bedeutet im



Blick von außen und von innen (Foto unten) auf den elektrischen Polestar 1

Klartext, dass es sich bei neuen Modellen entweder um verschiedene Möglichkeiten des Hybrid-Antriebs (beispielsweise ein Plug-In) handelt, oder um Fahrzeuge, die ausschließlich batterieelektrisch angetrieben werden. Der Verbrenner ist also noch nicht aus dem Spiel bei den Fahrzeugen aus dem Lande Hägars.

Reine Verbrennungsmotoren ohne Hybrid-Unterstützung werden vom nächsten Jahr an nur noch in älteren Modellen eingebaut, die bereits auf dem Markt sind. Wenn die darauf folgende Generation eingeführt wird, ist mit der alleinigen Diesel- oder Benziner-Antriebstechnik Schluss.

Die Schweden haben sich bei dieser von langer Hand geplanten Kehrtwende in ihrer Antriebstechnologie ein ehrgeiziges Ziel gesetzt: Bis zum Jahr 2025, so Volvo-Chef Hakan Samuelsson, wolle man eine Millionen Elektro-Autos verkaufen. Immer mehr Kunden, sagte er dem *Manager-Magazin*, kämen zu Volvo und fragten nach elektrifizierten Autos. Samuelsson ergänzt: „Wir wollen gerüstet sein für die heutigen und zukünftigen Bedürfnisse unserer Kunden.“

Wohin der Weg der Schweden letztendlich führen soll, hatten sie Ende vergangenen Jahres mit der Gründung einer eigenen Elektro-Marke angekündigt. Unter dem Namen „Polestar“ sollen in Zukunft anspruchsvolle Volvo-Kunden elektrifizierte Oberklasse-Fahrzeuge vorfinden. Mit diesem Konzept will man vor allem dem Branchen-Riesen Tesla auf lange Sicht Paroli bieten.

Bisher stand der Begriff Polestar für getunte Volvo-Fahrzeuge. Mit Polestar-Modellen bestritten die Schweden auch die Tourenwagen-Weltmeisterschaft. Polestar war seit 1996 Kooperationspartner von Volvo, wurde 2015 in den Konzern übernommen. Mit dem „Frisieren“ braver Alltags-Volvos für die Rennstrecke ist es jetzt vorbei. Polestar hat eine neue, eine zukunftsweisende Aufgabe erhalten: Es soll die schwedische Antwort auf Tesla sein. Und die soll möglichst lautstark und nachhaltig ausfallen.

Mazda und der Diesotto-Motor

Ein Motor aus zwei Welten

Jürgen C. Braun

Während ein Großteil der Autobauer sich so langsam, aber sicher zumindest gedanklich vom Prinzip des Verbrennungsmotors verabschiedet und der Entwicklung von Elektro-Fahrzeugen oder anderen Alternativen Vorrang einräumt, ist man bei Mazda anderer Meinung. Der kleine, aber sehr innovative japanische Hersteller hat im Laufe seiner Geschichte immer wieder mit Pioniergeist und technischen Errungenschaften jenseits des Mainstream auf sich aufmerksam gemacht.

Bis zum Produktions-Stopp des extrovertierten Mazda RX-8 im Jahr 2012 bekannte man sich am Produktionsstandort in Hiroshima als einziger Autobauer auch zum Prinzip des Kreiskolben-Motors nach Felix Wankel. Und wenn es nach dem japanischen Hersteller geht, hat der Verbrennungsmotor noch lange nicht ausgedient. Auf den Elektro-Hype pfeift man. „Wir sind der Meinung, dass nicht nur der Dieselmotor, sondern der Verbrenner ganz allgemein noch viel Entwicklungspotenzial hat und noch viel effizienter werden kann hat“, stellte Jochen Münzinger, Kommunikations-Direktor der in Leverkusen ansässigen deutschen Mazda-Dependance, im Herbst vergangenen Jahres fest.

Zu diesem Zeitpunkt stellte Mazda erneut unter Beweis, dass seine Ingenieure keine Berührungsängste mit ungewöhnlichem technischen Gedankengut und daraus folgenden Evolutions-Schritten haben. Der damals vorgestellte CX-5 Skyactive G-194 verbindet erstmals die Vorteile einer Zylinderabschaltung mit der zusätzlichen Weiterentwicklung innermotorischer Maßnahmen: Der 2,5-Liter große Vierzylinder orientiert sich mit seinen 194 PS am Diesel, was sowohl für den Preis als auch für die Fahrleistungen gilt. Neben den innermotorischen Detail-Eingriffen ist

die temporäre Abschaltung von zwei der vier Zylinder der Grundstein dafür, dass der Verbrauch vor allem bei konstanter Fahrt im Stadtverkehr um bis zu 20 Prozent gesenkt werden soll.

Mit dem CX-5 Skyactive G-194 will man gegen den Marktführer VW Tiguan, aber auch gegen Konkurrenten wie Renault Koleos, Ford Kuga oder die japanische Konkurrenz des Nissan Qashqai erfolgreich bestehen. Der neue Benziner macht sich Eigenschaften eines selbst zündenden Diesellaggregats zu eigen und generiert dabei bis zu 200 PS.

Vor diesem Hintergrund will Mazda seine ganze Produktpalette motorisch weiter entwickeln. Im kommenden Mazda 3, der noch dieses Jahr eingeführt werden soll, wartet der Hersteller mit einem Antriebsaggregat auf, das die Vorteile zweier Welten – Benziner und Diesel – miteinander verbindet.

Zwar funktioniert der neuentwickelte Skyactive-X-Motor nicht wie ein Dieselmotor dank Kompressionszündung. Denn ohne Zündkerzen geht es (noch) nicht. Mit dem im nächsten Mazda 3 debütierenden Skyactive-X stellt Hiroshima ein äußerst innovatives Motorenkonzept vor: einen zumindest teilweise nach dem Dieselp Prinzip arbeitenden Benziner. Der soll die positiven Eigenschaften des Diesels (geringe CO₂-Werte, minimaler Verbrauch) übernehmen und gleichzeitig dessen Schwachstellen minimieren. Dieselmotoren verdichten daher sehr viel höher als Benzinmotoren.

Mazda spielt dabei geschickt mit dem böigen Wind des Zeitgeistes, der dem in Verruf geratenen Diesel seit den schlimmen Tagen des Herbst 2015 ins Gesicht bläst. Angesichts erhöhter Stickoxidwerte, die unter fragwürdigen Umständen „reguliert“ wurden, ist größtmögliche Sparsamkeit bei gleichzei-

tig minimalen CO₂-Werten nicht mehr das oberste Gebot der Stunde.

Den Mazda-Ingenieuren ist offensichtlich eine ungewöhnlich hohe Verdichtung des Skyactive-X auf 16:1 gelungen. Üblich sind bei Benziner-Saugmotoren Verdichtungsverhältnisse von etwa 10:1, während beim Diesel mitunter schon auf 20:1 verdichtet wird. Diese extrem hohe Verdichtung führt zu äußerst heißen Brennraum-Temperaturen. Eingespritzter Kraftstoff entzündet sich dann von selbst. Deshalb spricht man beim Diesel auch vom Selbstzünder. Wer einmal an seinem Drahtesel einen „Platten“ hatte und dann die entwichene Luft mittels Luftpumpe wieder in den Reifen gepresst hat, wird festgestellt haben, dass dieser umso heißer wird, je höher der Druck durch die zugeführte komprimierte Luft in seinem Inneren wird.



Ein Mazda 3 mit Diesotto-Antrieb

Im neuen 3-er will Mazda einen Benziner nach dem Dieselp Prinzip mit dessen technischen Vorteilen einführen

Während also beim Diesel der Entzündungszeitpunkt des Gemischs durch den Moment der Kraftstoff-Einspritzung bestimmt wird, geschieht dies beim Benziner durch den Funken der Zündkerze. Daraus ergeben sich ganz spezielle Diesel-

Probleme, denen Mazda in dem neuen Triebwerk offensichtlich erfolgreich zu Leibe rückt.

Denn beim Diesel hat der Sprit im Vergleich zum Benziner sehr viel weniger Zeit, sich gleichmäßig mit der Luft zu vermischen. Homogen ist dieser Vorgang nicht. Diesen Malus gleichen intelligente Einspritzsysteme mit Drücken von mehr als 2 000 bar aus. Sie sorgen für eine feinst mögliche Zerstäubung des Kraftstoffs.

Diese Problematik kennt man beim Ottomotor dagegen nicht. Diesem Triebwerk kann man bereits beim Ansaugen der Luft den erforderlichen Kraftstoff zuführen, wodurch sich schließlich äußerst homogene und sauber abbrennende Gemische ergeben. Aber auch hier gilt: kein Vorteil ohne Nachteil. Beim Ottomotor sind die geringeren Verdichtungsverhältnisse unabdingbare Voraussetzung. Anderenfalls könnte sich das Gemisch selbst und möglicherweise auch zu früh entzünden. Eine solche Selbstentzündung des Kraftstoffes beim Benziner macht sich in der Regel durch ein gefährliches Motorklingeln bemerkbar. Überwacht und in Schach gehalten wird es in der Regel durch einen Klopfsensor. Der sich aus diesen Umständen ergebende geringere Wirkungsgrad erklärt auch, warum ein Diesel immer verbrauchsärmer agieren kann als ein Benziner.

Der 190 PS starke neue Zweiliter-Motor („Diesotto“) soll nach seinem Debüt im neuen Mazda 3 in weiteren Modellreihen des japanischen Autobauers eingesetzt werden. Er verbindet die Vorteile der jeweiligen Motorentechniken miteinander und eliminiert deren Schwachstellen. Teilweise zumindest. Für Mazda erneut ein Beweis der These, dass „wir aus dem Verbrenner noch jede Menge an Potenzial für die nächsten Jahren und Jahrzehnte herausholen können“.

Gespräch über Mobilität mit Nachhaltigkeitsminister François Bausch (Grüne)

„Jahr für Jahr verbessert sich nun etwas“

Interview: Peter Feist

d'Land: Die Autohändlerverbände freuen sich, dass die Neuzulassungen 2017 so hoch waren wie nie. Auf der Pressekonferenz vor dem Autofestival hieß es, das werde so weitergehen, wenn die Einwohnerzahl weiterwächst. Dann müssten neue Straßen, Autobahnen und Parkplätze her. Sehen Sie das auch so?

François Bausch: Ich sehe das natürlich differenzierter (*lacht*). Es ist schon richtig, dass wir im Moment eine enorme wirtschaftliche und demografische Entwicklung haben. Luxemburg hat nicht nur innerhalb von lediglich sieben Jahren um 100 000 Einwohner zugelegt, es entstanden auch viele neue Arbeitsplätze. Setzt sich das fort, muss man davon ausgehen, dass der Autobestand zunimmt. Selbst wenn es gelingt, die Produktivität zu erhöhen und mit weniger Arbeitsplatzzuwachs auszukommen, lässt sich das nicht von heute auf morgen so steuern. Eine wichtige Frage lautet deshalb: Schaffen wir es, neue Arbeitsplätze in erster Linie dort anzusiedeln, wo sie gut an den öffentlichen Transport angebunden sind? Wir sind regelrecht dazu verpflichtet, dafür zu sorgen, dass der Berufsverkehr möglichst nicht aufs Auto konzentriert wird.

Aber wie geht das? Eine Studie Ihres Ministeriums über den Süden des Landes hat gezeigt, dass auch in Industrie- und Gewerbegebiete, die gut an Zug und Bus angebunden sind, die Leute überwiegend im Auto zur Arbeit fahren. Das wird trotz Staus als komfortabler empfunden.

Am besten geht das über ein Parkraummanagement. Die Stadt Luxemburg hat es mit ihrem neuen Flächennutzungsplan vorgemacht: Parkraum wird restriktiver vergeben. Die anderen Gemeinden müssen nachziehen, sonst locken sie Autofahrer an. Immerhin höre ich, wenn ich mit den Leuten rede, vor allem Klagen über den Verkehr auf den Straßen. Was ebenfalls noch fehlt, ist ein zusammenhängendes nationales Mobilitätskonzept.

Um das aufzustellen, bleibt Ihnen nicht mehr viel Zeit bis zum Ende der Legislaturperiode.

Wir arbeiten intensiv daran, im Mai werde ich die Version 2.0 des Konzepts *Modu* vorstellen. Nötig sind attraktive Angebote als Alternative zum Auto. Ich sehe: Die Tram ist ein Erfolg, sogar auf den ersten 4,4 Kilometern, die seit Dezember auf dem Kirchberg in Betrieb sind. Die Tram wird nicht nur in den Spitzenstunden viel genutzt, tagsüber auch. Es nehmen Leute die Tram, die vorher den Bus nicht benutzten.

Ist das nachweislich so?

Zählungen gab es noch keine, aber die erwartete Passagierzahl von 8 400 pro Tag ist bereits überschritten. Die Tram ist attraktiver als der Bus, in Verbindung



Während die *Stater Tram* auf neuen Gleisen fährt, hat die *Stater Gare* nicht mehr genug Gleise

mit der Standseilbahn aus Pfaffenthal zumal. Das ist eine neue Qualität. So müssen wir weitermachen.

Neu ist aber auch, dass mehr umgestiegen werden muss. Am Busbahnhof Luxexpo sind manche Leute beim Umsteigen ziemlich verloren.

Ja, aber die Bussteige dort sind ein Provisorium. Im März geht der größte Teil des neuen Busbahnhofs an den Messehallen in Betrieb, Anfang 2019 auch das Parkhaus. Schon im März werden die Umstiege Bus/Tram und Bus/Bus dort einfacher, und im Juni fährt die Tram bis zur Place de l'Étoile.

Wieso wollten Sie mit der Eröffnung der Tram nicht warten, bis die Strecke zur Place de l'Étoile fertig ist? Hätte der Übergang dann nicht geordneter verlaufen können, auch weil an der Place de l'Étoile ein Umsteigepol eingerichtet wird? Denn nun beschwerten sich Anrainer am Boulevard Adenauer über zu viele Busse.

Ich verstehe die Klagen der Leute, aber das ist nur vorübergehend so. Ab März fahren die Busse zum Teil anders, und ab Juni nehmen wir tägliche 300 Busse vom Boulevard Adenauer raus. Im Frühjahr 2020, wenn die Tram bis zum Hauptbahnhof fährt, entfallen weitere 1 200 Busse, dann bleiben noch 400 pro

„Die Standseilbahn ab Pfaffenthal nehmen täglich 4 000 Reisende, 1 800 allein morgens. Die erwartete Passagierzahl der Tram von 8 400 pro Tag wurde bereits überschritten“

Tag entlang des Boulevard Adenauer. Dass die Tram am 10. Dezember bis zur Roten Brücke in Betrieb ging, hat viel damit zu tun, dass die Standseilbahn und der Haltepunkt Pfaffenthal bis dahin fertig werden konnten. Ich hatte dafür Druck gemacht, damit das Angebot zum Kirchberg sich schnell verbessert. Die Standseilbahn ohne Tram-Anschluss einzuführen, hätte bedeutet, dass alle Fahrgäste ab Roter Brücke einen Bus hätten nehmen müssen. Ganz attraktiv wäre das nicht gewesen. Und: Die Busse, die heute fahren, fuhr früher auch. Nicht über den Boulevard Adenauer, aber am Weimershof entlang. Ebenfalls nicht vergessen darf man, dass pro Tag mehrere hundert RGTR-Busse aus Richtung Osten den Kirchberg nicht mehr überqueren, weil an den Messehallen Endstation für sie ist.

Einerseits entsteht nun in der Hauptstadt ein attraktives Angebot auf der Schiene, zumal für die Berufspendler. Andererseits mussten Sie vor zwei Wochen im Parlament eingestehen, „wir lassen zu viele Züge auf einem überlasteten Netz fahren“. Das ist eine ziemlich ärgerliche Botschaft für einen Minister, der das Angebot verbessern will.

Übertrieben formuliert, müssten wir den ganzen Zugverkehr eine Weile einstellen, um das Netz ausbauen zu können. In der Vergangenheit wurden immer mehr Züge eingesetzt, um immer mehr Passagiere befördern zu können. Das Passagiervolumen der CFL wuchs zwischen 2005 und 2016 um 60 Prozent, mehr als bei jeder anderen europäischen Bahn! Im Netz dagegen geschah zu lange nichts. Während der Boom-Phase in den Neunzigerjahren wurde auf den Straßenverkehr gesetzt. Umgehungsstraßen wurden angelegt, Autobahnen geplant, aber das Bahnnetz blieb, wie es war. In den Achtzigern war die Nordstrecke modernisiert und elektrifiziert

worden. Aber da wurden mechanische Weichen durch elektrische ersetzt, Signale mit Petroleumlampen durch elektrische Signale. Das war bitter nötig, erhöhte jedoch die Kapazität nicht. Der erste nennenswerte Kapazitätsausbau geschah mit der zweigleisigen Strecke nach Pétange. Im vergangenen Jahr standen die CFL tatsächlich vor der Frage, ob sie Züge abbauen oder den Takt verschlechtern, zwischen Luxemburg-Stadt und Esch vielleicht auf den Zwanzig-Minuten-Takt übergehen sollten. Da hätten die Leute geschimpft! Zu Recht, denn der meiste Passagierzuwachs kommt aus Richtung Pétange/Esch und Kleinbettingen. Baut man da das Angebot ab, sind mehr Autos auf der Straße. Deshalb wurde mit Unterstützung eines Schweizer Expertenbüros der CFL-Fahrplan optimiert.

Trotzdem kommt es zu Verspätungen.

Das ist so nicht ganz richtig. Probleme gibt es auf der Nordstrecke und der Wasserbilliger Strecke. Warum, wird zurzeit untersucht. Aus Richtung Thionville dagegen hat die Pünktlichkeit sich seit Dezember um acht Prozent verbessert, aus Richtung Esch und Kleinbettingen ist sie dramatisch besser geworden. Die CFL haben zum 2. Januar noch Anpassungen in Bettemburg vorgenommen, weil es dort viele Reklamationen gab. Ich sage noch einmal: Das Schienennetz ist überlastet und wird ausgebaut, daher rühren die Probleme. Wo ausgebaut wurde oder neue Infrastrukturen entstanden sind, wird das auch angenommen. 4 000 Reisende pro Tag nutzen seit Dezember die Standseilbahn ab Pfaffenthal, allein morgens sind es 1 800. Das ist viel! Am Bahnhof Howald steigen täglich 800 Fahrgäste ein und aus, obwohl von dort aus bisher nur Howald per Bus angebunden ist. Im Frühjahr 2020 soll der Umsteigepol Howald fertig sein, mit dem Busbahnhof und der Fußgängerbrücke, die viele Leute heute vermissen. Dann, denke ich, gibt es nochmal einen Schub.

Die Neubaustrecke nach Bettemburg, die den Verkehr nach Süden flüssiger machen soll, wird dann aber noch nicht fertig sein.

Noch nicht, aber die Feinverteilung der Passagiere durch Busse wird dann besser. Die gute Nachricht bei allen derzeitigen Problemen lautet, dass es Jahr für Jahr Verbesserungen geben wird, die die Leute auch bemerken werden. 2019 wird der fünfte Bahnsteig am Hauptbahnhof Luxemburg-Stadt fertig, der sechste 2021. Dann stehen dort vier Gleise mehr bereit, plus zwei zum Durchfahren. Die erste Phase ist schon im Bau. Der Ausbau des Bahnhofs ist zum Beispiel wichtig, um Züge systematisch zum Haltepunkt Pfaffenthal weiterfahren zu lassen.

Bahninfrastrukturvorhaben zu realisieren, dauert lange. Pläne müssen geschrieben, Prozeduren durchlaufen.



Der Haltepunkt Pfaffenthal ist brandneu, der Umsteigepol Luxexpo noch ein Provisorium. Im März soll der größte Teil des neuen Busbahnhofs an den Messehallen in Betrieb gehen



Minister vor Zulassungsstatistiken: François Bausch beim Empfang der Autohändler vor dem Autosfestival 2014

fen, Finanzierungs-gesetze verabschiedet, Grundstücke erworben – und es muss gebaut werden. Sie können in Ihrer Amtszeit einiges einweihen und noch mehr ankündigen. Haben Sie nur Glück, dass Ihre Vorgänger gut geplant haben, oder wären ohne François Bausch die Probleme noch größer?

Ich habe darauf gehalten, dass wir keine Zeit verlieren. Den Bau des Haltepunkts Pfaffenthal haben wir in zweieinhalb Jahren durchgezogen, vorgesehen waren ursprünglich vier. Das Finanzierungs-gesetz wurde schnell verabschiedet, im April 2014 wurde es deponiert, im Juni war die Abstimmung. Das Finanzierungsgesetz für die Tram-Erweiterung wurde Mitte November 2017 deponiert und genau einen Monat später verabschiedet. So schnell kann das gehen, aber das hätte alles eigentlich noch früher kommen müssen. Ich habe den Ausbau der Stater Gare vorverlegt. Der war erst in zehn Jahren vorgesehen. Die vorige Regierung hatte den Bau des zweiten Viadukts in Pulvermühle veranlasst. Der ist nötig, erhöht aber die Kapazität des Bahnhofs nicht. Über die neue Bettemburger Strecke hätte ebenfalls früher entschieden werden können. Den Ban de Gasperich durch die Tram zu erschließen, war unter der vorigen Regierung erst mit Horizont 2030 vorgesehen, als ich ins Amt kam, war nicht einmal der Streckenverlauf klar. Ich musste die Erweiterung der Tram und die Finanzierung für die Erweiterung der Tram in einer Legislaturperiode durchziehen. Aber erst als wir im Juni 2014 das Finanzierungsgesetz für den ersten Abschnitt der Tram verabschieden ließen, bekam ich vom Parlament per Motion den Auftrag, die Tram-Erweiterung zu studieren. Für den Busbahnhof Howald beginnt der Bau dieses Jahr. Ich habe die CFL beauftragt, ihn schnell fertig zu stellen. Und ich habe veranlasst, dass zwischen 2021 und 2023, wenn die Bahninfrastruktur ausgebaut sein wird, so viel neues Rollmaterial zur Verfügung steht,

dass die Sitzplatzkapazität der CFL dann doppelt so groß ist wie heute. Die Bestellungen dafür sind rausgegangen.

Ihr Vorgänger Claude Wiseler von der CSV hatte den Busverkehr über Land durch Busspuren beschleunigen wollen. Warum hört man davon nicht mehr viel?

Unter Claude Wiseler wurde nicht eine Busspur angelegt. Eine Spur von Petingen über Dippach zur Cloche d'or soll kommen. Eine weitere soll in der Mitte des Hesperinger Bergs angelegt werden – dieses Projekt haben wir aus der Schublade geholt. Der Park-and-Ride-Platz Frisingen wird nun auf der französischen Seite ausgebaut. Von dort sollen Busse fahren, aber das bringt nicht viel, wenn der Bus am Hesper Bierg im Stau stecken bleibt. Eine dritte Busspur soll vom Kirchberg über den Autobahnverteiler Waldhaff nach Junglinster führen. Knackpunkt ist der Gréngewald: Nach der Nordstraße können wir ihn nicht durch noch einen Straßenbau beeinträchtigen. Vielleicht lässt sich auch auf dem Abschnitt beim Gréngewald eine Spur in der Mitte der Straße anlegen, wie am Hesper Bierg. Das wird zurzeit geprüft. Für mich gelten drei Prioritäten: Erstens der Ausbau der Eisenbahn, zweitens die Tram und die Umsteigeplattformen in Luxemburg-Stadt, drittens der Bus überall dort, wo er eine zentrale Rolle spielen soll, und die landesweiten Umsteigepole dafür.

Die Umsteigepole sind einer der Kerngedanken des Mobilitätskonzepts Modu, das Claude Wiseler 2012 vorgestellt hatte. Sie hatten erklärt, an Modu festzuhalten. Was macht Sie so sicher, dass die Leute die Umstiege akzeptieren werden?

Beim Umsteigen muss die Qualität stimmen. Es muss zügig vonstattengehen und die Anschlüsse müssen gewährleistet sein. Man sieht es auf dem Kirchberg: Die Kombination Zug-Seilbahn-Tram

wird angenommen. Wichtig ist auch, dass es eine kleine Versorgung gibt, die das Umsteigen angenehmer macht: ein Café am Umsteigepol, einen Zeitungsladen und dergleichen. Alle Pole sollen so etwas anbieten. An der Roten Brücke wird das in den nächsten Wochen passieren, in Howald auch. Und Informationen müssen bereitstehen: in Echtzeit an den Haltestellen und per Smartphone-App. Pfaffenthal ist, so gesehen, kein typischer CFL-Bahnhof. Denn da ist man rundum informiert.

Nicht gut ist die Informationslage an der Stater Gare: Wer vom Zug kommt und sich in der Stadt nicht auskennt, findet auf dem Bahnhofsvorplatz zwar jetzt auch Echtzeit-Informationen über die Abfahrt der RGTR-Busse, aber keine klaren Hinweise, welcher Bus wo abfährt, und keinen Plan des RGTR-Netzes. Im Bahnhofsgebäude ist das auch so. Da gibt es zwar die Mobilitätszentrale, doch wer noch nie hier war, kennt sie nicht.

Noch ist das elektronische Leitsystem Aramis der CFL nicht vollständig in Betrieb. Ist es soweit, wird es mit dem RGTR-Leitsystem und dem der Tram verknüpft. Dann wird auch am Hauptbahnhof Luxemburg die Informationslage besser. Die CFL bauen darüber hinaus alle Bahnhöfe im Land um.

Es geht aber nicht nur um elektronische Informationen, sondern auch um so simple Dinge wie Tafeln mit Netzplänen. Im September 2016 hatten Sie in einem Land-Artikel versprochen, bis Ende 2016 werde sich das bessern. Anfang 2018 ist die Lage unverändert. Fragt man die Bahn, verweist die auf den Verkéiersverbond. Fragt man den, erhält man zur Antwort, das gehe nicht ohne die CFL. Aber das kostet keine Millioneninvestitionen, nicht wahr?

Da wird etwas geschehen! Ich werde mich mit CFL und Verkéiersverbond zusammensetzen.



Echtzeit-Abfahrtsanzeige, aber kein Netzplan. Für den, der sich in Luxemburg-Stadt nicht auskennt, ist die Informationslage am Hauptbahnhof nicht gut

„Im Süden gibt es derzeit eine beachtliche wirtschaftliche Entwicklung. Passen wir nicht auf, kommt es um Foetz, Monnerich und Esch/Schifflingen demnächst zu Staus wie um die Hauptstadt“

Viele Neuerungen, über die wir hier sprechen, betreffen vor allem den städtischen Raum. Sind für den ländlichen Raum ganz andere Mobilitätskonzepte nötig?

Wer auf dem Land wohnt, profitiert von den Maßnahmen im städtischen Raum natürlich, wenn er dorthin reist. Darüber hinaus braucht man im ländlichen Raum etwas Zusätzliches. Dort müssen Busse eine Rolle als Zubringer spielen, als Sammelbusse etwa. Auch im Berufsverkehr und vielleicht als Nachtbus-Ersatz. Nachtbusse funktionieren im städtischen Raum gut, im ländlichen Raum nicht.

Sie haben vorhin gesagt, wie nötig ein zusammenhängendes Mobilitätskonzept sei und dass im Mai eine „Version 2.0“ des Konzepts Modu vorliegen soll. Wird es darin besonders um den ländlichen Raum gehen? Immerhin ist dort das Bevölkerungswachstum stärker als in vielen Städten.

Das wird einer der Schwerpunkte von Modu 2.0 sein. Ein großer Teil des Konzepts wird sich um den Zusammenhang von Arbeitsplätzen und Mobilität

drehen. Im Süden zum Beispiel gibt es derzeit eine beachtliche wirtschaftliche Entwicklung. Passen wir nicht auf, kommt es im Raum Foetz, Monnerich und Esch/Schifflingen demnächst zu Staus wie heute im Großraum Hauptstadt. Die Frage stellt sich, wie man solche Entwicklungsschwerpunkte planerisch und mobilitätstechnisch miteinander verknüpft. Aber der ländliche Raum wird ein weiterer Schwerpunkt in Modu 2.0 sein. Das betrifft vor allem den Bus. Ich will mit der Reform des RGTR dem Bus eine ganz neue Rolle geben. Ich hatte dazu eine Arbeitsgruppe gebildet, an der auch Bürger teilnahmen. Da wurden viele wertvolle Ideen geäußert.

Schon vor zehn Jahren war unter LSAP-Transportminister Lucien Lux die Rede von Rufbussen auf dem Land. Unter Claude Wiseler wurde es ruhiger darum, und jetzt hört man davon gar nichts mehr.

Wir sind dabei das zu prüfen. Rufbusse sind vielleicht als Sammelbusse denkbar. Ich meine auch, dass autonom fahrende Busse keine Utopie mehr sind. Im Ausland sind sie als autonome Shuttles bereits in der Testphase. Es wäre sinnvoll, dass Luxemburg an einem solchen Pilotversuch teilnimmt, ich bin dazu mit Herstellern in Kontakt. Ich denke, in spätestens zehn Jahren sind die autonomen Shuttles Realität.

Kann man darauf ein Mobilitätskonzept aufbauen?

Nein, aber wir reformieren den RGTR. Der aktuelle RGTR-Vertrag zwischen dem Staat und den Busunternehmen läuft eigentlich dieses Jahr aus. Anschließend gelten EU-Liberalisierungsvorschriften und die Überlandlinien müssten schon dieses Jahr ausgeschrieben werden. Die EU-Kommission hat zugestimmt, den RGTR-Vertrag bis 2020 weiterlaufen zu lassen. Von dieser Zusatzfrist profitieren wir. 2020 soll es ein ganz neues Busnetz geben, Modu 2.0 soll die Grundlage dafür sein.



Transports transfrontaliers

De la banalité du retard du train

josée hansen

Selon le Stateg, il y avait, au troisième trimestre 2017, 184 058 travailleurs frontaliers faisant tous les jours le trajet de leur Allemagne, Belgique ou France résidentielle vers leur lieu de travail au Luxembourg. La moitié d'entre eux, 94 891, sont Français. Et parmi les frontaliers, quel que soit leur pays d'origine, la voiture demeure, et de loin, le moyen de transport favori, presque 90 pour cent d'entre eux la choisissant, tendance à la baisse. Ainsi, l'étude du Ceps Instead, *La mobilité des frontaliers au Luxembourg : dynamiques et perspectives* montrait, en 2012, que le train gagnait en popularité en 2010, 11,5 pour cent des frontaliers français l'empruntant alors tous les jours pour rejoindre le Luxembourg (contre 9,5 pour cent trois ans plus tôt). Le train, note une autre étude de la société d'Euro Car Parts publiée en novembre 2017 en France, serait légèrement moins cher que la voiture, avec un budget moyen de 1 078 euros par an (contre 1 270 pour la voiture). Les Français, affirme la même étude, passeraient en moyenne une semaine par an à se rendre au travail ; selon le Ceps Instead, les frontaliers mettent en moyenne une heure et dix minutes pour se rendre au travail en transports en commun, cinquante minutes en voiture. En principe, les frontaliers qui travaillent à Luxembourg-Ville utilisent beaucoup plus souvent les transports en commun (33 pour cent) que ceux qui travaillent à la périphérie, et pour cause : impossible de se garer au centre-ville. Toujours selon la même étude, les utilisateurs des transports en commun profitent en outre d'un moindre encombrement des trains en partant plus tôt : ils sont 41 pour cent à partir entre six et sept heures du matin déjà.

Deux protocoles de travailleurs frontaliers sur une semaine démontrent le caractère imprévisible des transports en commun

Ces statistiques si abstraites deviennent beaucoup plus palpables lorsqu'on observe leur réalité sur le terrain. Nous avons donc demandé à deux travailleurs frontaliers français utilisateurs du train (qui travaillent au *Land*) de nous décrire de quoi est fait leur quotidien en tenant un carnet de bord quotidien de leurs trajets durant dix jours, du 15 au 22 janvier. Pierre Greiveldinger vient de Metz, où il prend le train de 6h33, qui devrait le déposer à la gare de Luxembourg à 7h21. Zoubida Belgacem, elle, vient d'Uckange, où elle prend en principe le train de 7 heures et quelques – il y en a un toutes les dix ou quinze minutes, en principe – et devrait être à Luxembourg quarante minutes plus tard. Première observation : ce fut une semaine relativement calme et « normale », avec des retards minimes seulement – Pierre a calculé un total de 37 minutes sur les allers et retours de la semaine. Deuxième constat : les retards et arrêts subreptices ont pour la plupart été expliqués aux passagers, ce qui, constatent-ils, n'est pas toujours le cas.

Le voyage en train est loin d'être idyllique, les rames étant souvent aussi encombrées que le sont les autoroutes. Zoubida, elle, a méticuleusement noté les conditions de voyage dans les trains, que ce soit au matin, à l'arrivée, ou le soir, en rentrant : si elle a pu s'asseoir la moitié du temps, d'autres fois, les wagons étaient bondés, « plein comme un œuf », des gens debout dans les couloirs, le passage difficile.

Le pire, sur cela tout le monde est d'accord, voyageurs frontaliers ou nationaux, c'est de ne pas savoir ce qui se passe. Les sociétés de transport communiquent peu et mal, avec un petit compliment pour les CFL, qui seraient plus réactives que la SNCF. Il arrive assez régulièrement, comme encore ce mardi soir en gare de Nancy, qu'une personne suicidaire se jette devant un train, ce qui cause, outre le traumatisme des témoins (notamment du conducteur) des retards considérables. Or, chaque usager doit avertir son employeur, éventuellement chercher un mode de transport alternatif pour rejoindre son travail etcetera. Sans information sur ce qui se passe et les mesures à prendre, impossible de gérer la situation. Plusieurs groupes d'entraide se sont formés sur les réseaux sociaux, comme les comptes Twitter « Usagers TER



Arrivée matinale à la gare de Luxembourg

Metz-Luxembourg » (TER comme train express régional ; 3 400 abonnés et presque 35 000 tweets) ou « Les râleurs du TER » (un millier d'abonnés et 3 000 tweets), dont le slogan est « Deux ans ininterrompus à alerter les autorités sur la dégradation du TER, entre #nancy, #metz, #thionville, #luxembourg ». Leur stratégie : faire passer toute brique d'information sur un changement d'horaire à leurs *followers*, concernant un chantier (comme ce sera le cas en février), un incident sur un trajet ou dans un train. Et mettre la pression sur les sociétés de transport, la SNCF notamment, pour qu'elles améliorent leur communication en direction de leurs usagers.

Hat die Batterie die Brennstoffzelle erledigt?

Lauter unglaubliche Antriebe

Peter Feist

Was hat es mit der „Wasserstoffwirtschaft“ auf sich, über die sich die Wirtschaftsminister der Benelux vergangenes Jahr ausgetauscht haben?, wollte im November der DP-Abgeordnete Gusty Graas von Wirtschaftsminister Etienne Schneider (LSAP) wissen. Der antwortete vor drei Wochen auf die parlamentarische Anfrage, womöglich könne Wasserstoff eine Rolle als Energiespeicher spielen. Das habe auch die Rifkin-Studie zur „dritten Industriellen Revolution“ angedeutet. Noch aber lasse sich dazu nichts Genaues sagen. Die Benelux-Länder hätten vereinbart, dieses Jahr „zusätzliche Analysen“ vorzunehmen.

Dabei ist es gar nicht so lange her, dass die „Wasserstoffwirtschaft“ ziemlich nah schien. Autohersteller taten sich in den Neunzigerjahren zur Entwicklung des Brennstoffzellenantriebs zusammen. Der damalige Daimler-Chrysler-Konzern verbündete sich mit Ford. General Motors bildete ein Konsortium mit Toyota, Volkswagen eines mit Volvo und Renault. Prototypen von Brennstoffzellenautos wurden gebaut und Brennstoffzellenbusse nach der Jahrtausendwende sogar im Alltag getestet. Auch der Busbetrieb AVL von Luxemburg-Stadt nahm 2003 am *European Fuel Cell Bus Project* teil und ließ drei Brennstoffzellenbusse von Mercedes drei Jahre lang im Linienverkehr mitfahren. Neun weitere Busbetriebe machten mit, darunter einer aus Reykjavik, denn die isländische Regierung hatte kühn versprochen, die Insel zur „ersten Wasserstoff-Gesellschaft der Welt“ zu machen.

Aber weder wurde Island bisher eine „Wasserstoff-Gesellschaft“, noch gelangten Brennstoffzellenbusse massenhaft in den Einsatz. Und nicht nur Etienne Schneider kann derzeit wenig Genaues zur Wasserstoffwirtschaft sagen – die EU-Kommission weiß nicht einmal genau, wie viele Brennstoffzellenbusse in den Unionisländern zurzeit im Einsatz sind, nachdem der Pilotversuch mit 18,5 Millionen Euro der EU gefördert wurde: „Schätzungsweise“ seien es 91 Busse. In Luxemburg fährt keiner; emissionsarme Busse haben hierzulande Hybrid- oder Plug-in-Hybridantrieb. Die Wasserstoff-Tankstelle aus der Zeit des Pilotversuchs an seinem Sitz in Hollerich hat der AVL wieder abmontiert. Und wenn für die nächsten Jahre im Grunde alle Autohersteller batteriebetriebene Elektroautos ankündigen, scheint die Brennstoffzelle *out* zu sein.

Oder doch nicht? Das kommt darauf an, wovon man spricht. Mit „Wasserstoffwirtschaft“ sind heute nicht in erster Linie Brennstoffzellenautos gemeint, sondern Wasserstoff als Speicher in einem Energieversorgungssystem der Zukunft. Strom würde dort zum großen Teil, wenn nicht gar komplett aus Wind- und Solarkraft bezogen: Da Wind und Sonne nicht immer zur Verfügung stehen, könnte ein Teil des Stroms, der produziert wird, wenn die Sonne scheint oder genug Wind weht, in der Zeit Wasserstoff durch Elektrolyse von Wasser gewinnen lassen. In Drucktanks könnte er aufbewahrt und in Brennstoffzellen zu Strom umgewandelt werden, wenn Bedarf besteht.

Doch auch diese Idee wird in Energieforschung und Energiepolitik mit Vorsicht geäußert. Auch im Rifkin-Bericht steht, als Energiespeicher komme so manches in Frage: Große Batterien etwa, oder aus Strom produziertes Methanol, das man in Tanks abfüllt, oder ganz einfach Wasser, das elektrisch erhitzt und aufbewahrt würde, um Nahwärmenetze zu versorgen. Denn der Zukunftstrend gehe in Richtung

tout électrique, auch beim Beheizen von Häusern – die dank guter Wärmeisolation aber nur wenig beheizt werden müssten.

Mit Autos und ihren Antrieben scheint das nicht mehr viel zu tun zu haben, aber über allem steht die Frage, welche Technologien weiterverfolgt werden sollen, wenn eines Tages *tout électrique* gelten soll und obendrein *zero emission*. Auch auf den Straßen. Dass bei der kontrollierten „kalten“ Verbrennung von Wasserstoff und Sauerstoff in einer Brennstoffzelle nur Wasserdampf als Abgas anfällt, faszinierte schon in den Siebzigerjahren, als die Brennstoffzellenentwicklung forciert wurde. Die Ölkrise hatte die Versorgung mit Benzin und Diesel verwundbar aussehen lassen. Emissionsfreiheit stand damals nicht im Vordergrund.

Doch trotz der Entwicklungsanstrengungen ist die Brennstoffzellentechnologie noch immer aufwändig und teuer. „Weltraumtechnologie“ eben – die ersten *Fuel Cells* wurden in den Sechzigerjahren in Gemini- und Apollo-Raumschiffe eingebaut. Tesla-Chef Elon Musk nannte sie vor drei Jahren eine „incredibly dumb alternative“ zu Diesel- und Benzinantrieben, aber auch gegenüber Batteriemobilen. Praktisch alle anderen Hersteller scheinen das ähnlich zu sehen, wenn sie für die nächsten Jahre ein Füllhorn an Batterie- oder Plug-in-Hybridautos herauszubringen versprechen.

Ein paar Hersteller aber, und nicht die kleinsten, treiben die Markteinführung von Brennstoffzellenautos weiter voran. Hyundai ließ 2014 von seinem SUV ix35 eine Version FC – für *Fuel Cell* – in Serie gehen. Auf der Elektronikmesse CES in Las Vegas war diesen Monat die zweite Generation zu sehen. Sie heißt Nexo, soll 800 Kilometer Reichweite pro Tankfüllung haben und ab August auch in ausgewählten europäischen Ländern verkauft werden.

Toyota lancierte 2015 den wasserstoffgetriebenen Mirai, zunächst in Großbritannien, Deutschland und Dänemark, wo es recht viele Wasserstofftankstellen gibt. Die Olympischen Sommerspiele 2020 in Tokio will Toyota als Werbeveranstaltung nutzen: Busse und Autos für Sportler sollen mit Wasserstoff fahren und die zweite Generation des Mirai bereit stehen.

Doch Brennstoffzellenautos gelangen bisher nur auf den Markt, weil die Hersteller bei den Preisen nachlassen. Dennoch kostet der Toyota Mirai in Deutschland 80 000 Euro. 65 000 Euro kostet der Hyundai ix35 FC. Der Nexo soll „günstiger“ sein, hieß es vor einer Woche nach dem Auftritt in Las Vegas; Details hält Hyundai noch unter Verschluss. Erst wenige dieser Autos sind auf den Straßen. Toyota verkaufte bis Anfang 2017 rund 3 600 Mirais, knapp die Hälfte in Japan, die andere in Kalifornien, in Europa fahren an die hundert. Vom Hyundai ix35 FC sind es noch weniger. In Luxemburg ist nicht ein Brennstoffzellenauto zugelassen. Was auch deshalb nicht überrascht, weil es hier keine Wasserstofftankstelle gibt.

Mercedes legte 2010 eine Kleinserie der B-Klasse mit Brennstoffzelle auf. Aber fürs Leasing, ein realistischer Preis ließ sich nicht kalkulieren. Vergangenes Jahr stellte Mercedes auf der Frankfurter IAA den Mercedes GLC F-Cell vor: Das SUV ist das weltweit erste Plug-in Hybridauto, in dem ein Batterie- und ein Brennstoffzellenantrieb zusammenwirken. Daimler-Chef Dieter Zetsche wurde in der deutschen



2014 kam der Hyundai ix35 FC heraus, hier auf der Brüsseler Motor Show. 2017 waren von dem 65 000 Euro teuren Gefährt keine 100 auf Europas Straßen

Presse aber mit der Aussage zitiert, die Brennstoffzelle spiele „als alternativer Antrieb keine zentrale Rolle mehr“ für den Konzern. Die gehöre in den nächsten zehn Jahren Batterie-Antrieben. Mit voraussichtlich 80 000 Euro macht der GLC F-Cell einen teuren Eindruck, da Batterieautos preiswerter werden sollen.

Nicht nur der technologische Aufwand macht den Brennstoffzellenantrieb problematisch. In der Natur kommt Wasserstoff nur gebunden vor, etwa als Wasser. Reiner Wasserstoff lässt sich gewinnen, indem man Wassermoleküle durch Elektrolyse aufspaltet, aber das kostet viel Strom. Bei der „Dampfreformierung“ wird Wasserstoff aus Erdgas oder Kohle extrahiert, nachdem man sie mit Dampf erhitzt hat. Doch dabei wird viel CO₂ frei, außerdem kann Erdgas in CNG-Antrieben gleich als Treibstoff dienen. Da wundert es nicht, dass Barack Obamas damaliger Energieminister Steven Chu, ein Physik-Nobelpreisträger, 2009 die staatliche Förderung der Brennstoffzellenforschung in den USA beendete.

Sogar falls genug „grüner Strom“ bereitstünde, um die stromfressende Elektrolyse aus Wind- oder Solarkraft zu decken, wird der Brennstoffzellenantrieb nicht besser als der mit Batterien, wenn es um die Effizienz geht. Dann ist die „Wheel-to-wheel-Bilanz“ von Belang, der Wirkungsgrad von der Quelle bis zum Autorad, beziehungsweise, wie viel elektrische Kilowattstunden für eine mechanische Kilowattstunde nötig sind, die auf der Straße gefahren wird. PWC Deutschland hat vor drei Monaten ein Zukunftsszenario betrachtet, in dem sämtlicher Strom aus erneuerbaren Quellen käme, und drei Antriebe verglichen: den mit Batterie, den mit Brennstoffzelle sowie das benzinähnliche synthetische „Synfuel“.

Die Brennstoffzelle ist Weltraumtechnologie und damit teuer. Wer Diesel und Benzin verbrennt, schadet dem Klima. Grundstoffe für Hochleistungsbatterien bergen Kinder aus Minen in Afrika

Ergebnis: In Batterie-Antrieben sind pro mechanischer Kilowattstunde 1,4 elektrische Kilowattstunden nötig. In Brennstoffzellenantrieben, für die Wasserstoff durch Elektrolyse gewonnen würde, wären es etwa doppelt so viel, und fast sieben Mal so viel in einem Synfuel-Antrieb, für den die Treibstoffherstellung noch mehr Strom frisst als die Elektrolyse.

Auch Etienne Schneider kam in seiner Antwort auf die parlamentarische Anfrage zur „Wasserstoffwirtschaft“ auf die Effizienzbilanz zu sprechen und meinte, vielleicht habe die Brennstoffzelle „langfristig“ eine Zukunft, falls technologische Weiterentwick-

lungen den Wirkungsgrad verbessern. Allerdings ist der nicht das einzige Kriterium beim Antriebsvergleich. Ein Argument, das dafür sprechen kann, die Brennstoffzelle nicht aufzugeben, ist der Materialeinsatz: In einer Hochleistungsbatterie für Elektroautos stecken nicht nur Stahl, Graphit und diverse Kunststoffe, sondern auch Lithium und Kobalt.

Auf 39,5 Millionen Tonnen werden die weltweiten Lithium-Reserven geschätzt. Das klingt nach viel, doch das Material ist nicht überall leicht verfügbar; der größte Teil wird aus Salzseen in Bolivien und Chile gewonnen. 2011 wurden 129 000 Tonnen Lithium weltweit verbraucht, mit 30 000 Tonnen fast ein Viertel davon für Akkus tragbarer Geräte, wie Tablets und Smartphones. Für Batterie- und Hybridautos wurden 7 000 Tonnen eingesetzt. Schätzungen gehen davon aus, dass sich bis 2025 die Gesamtnachfrage gegenüber 2011 auf 500 000 Tonnen vervierfacht – und dabei allein der mit Batterien für Autos verbundene Bedarf um fast das Dreifache auf 205 000 Tonnen wächst. Womit die Elektrifizierung des Straßenverkehrs aber noch nicht beendet wäre.

Auch die Kobalt-Gewinnung ist in die Diskussion geraten. Nicht nur gibt es Stimmen, die vor Knappheit warnen. Besonders viel Kobalt kommt aus Bergwerken im Kongo, wo für Gemüter aus reichen Ländern kaum vorstellbare Arbeitsbedingungen herrschen und, wie Amnesty International vor zwei Jahren berichtete, siebenjährige Kinder ihre Gesundheit für den Stoff riskieren, der in Batterieelektroden steckt.

Verglichen damit, ist der Materialeinsatz in Brennstoffzellenautos kleiner. Nennenswert sind vor allem die 50 Gramm Platin pro *Fuel Cell*. Platin ist zwar ein Edelmetall, aber 15 Gramm sind auch zur Abgasreinigung in jedem Dieselmotor nötig.

Daraus ergeben sich gewichtige Fragen. Führen die Batterie-Autos aus der Abhängigkeit von Erdöl in eine von anderen Rohstoffen? Werden Verbrennungsmotoren zu früh geschrieben? Sind die Wasserstoffautos keine dumme Idee, und wäre der forcierte Bau von Wasserstoff-Tankstellen sinnvoller als der von Elektro-Ladesäulen, weil er die Nachfrage nach FC-Mobilen so stark steigern könnte, dass sie preiswerter würden? Oder werden bald völlig neue Batterien entwickelt? Sicher scheint im Moment, dass die Weiterentwicklung des Brennstoffzellenantriebs in Asien erfolgen dürfte, und vielleicht ereignet ein Durchbruch sich in China mit seinem enormen Absatzmarkt. Sicher ist dagegen, dass die Frage, wie der optimale Antrieb aussieht und ob es ihn überhaupt gibt, viel zu tun hat mit der Art und Weise, mobil zu sein. Und dass ein Auto besitzen zu müssen, nicht immer notwendig ist und manchmal sogar eine unglaublich dumme Idee.

